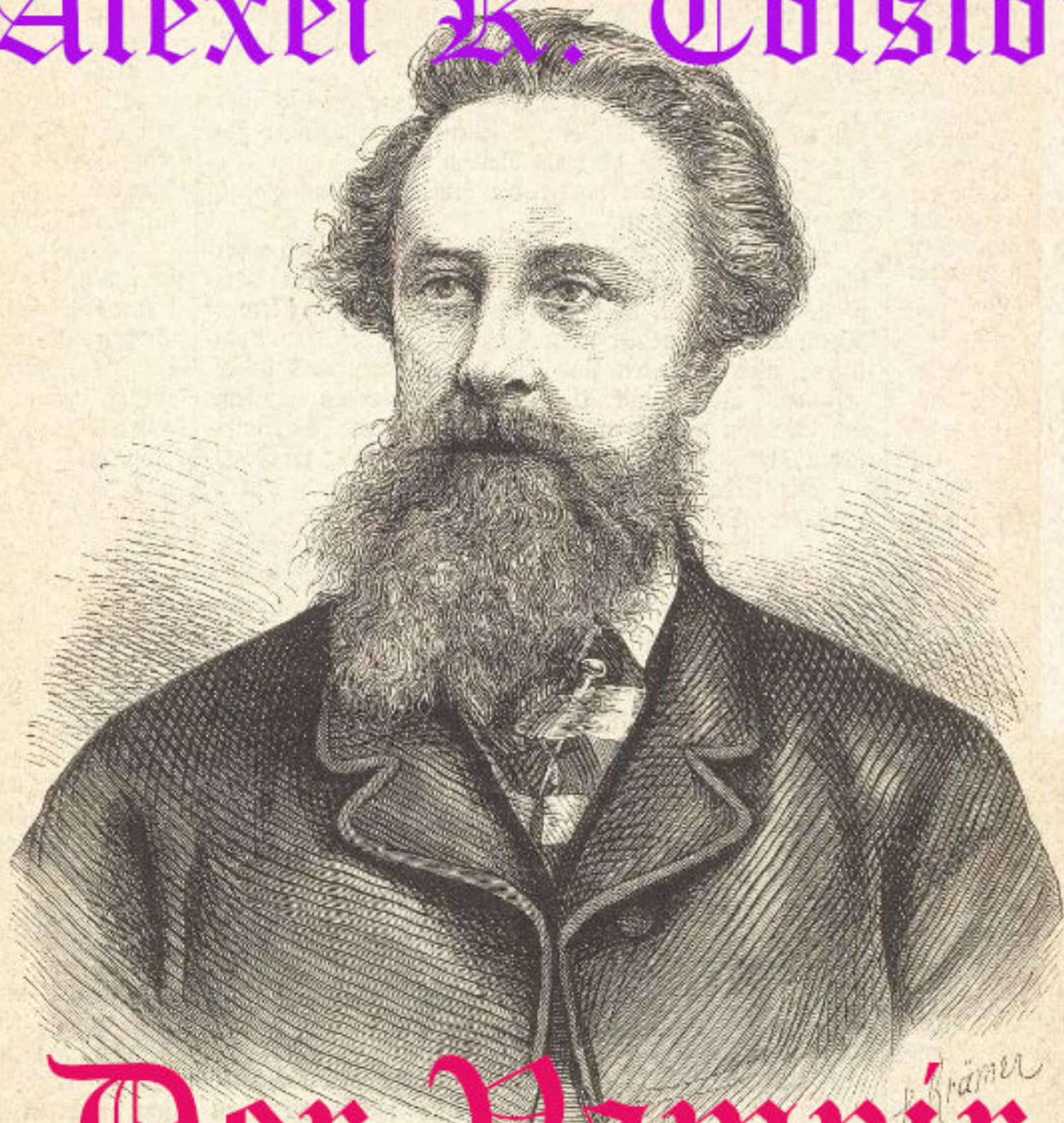
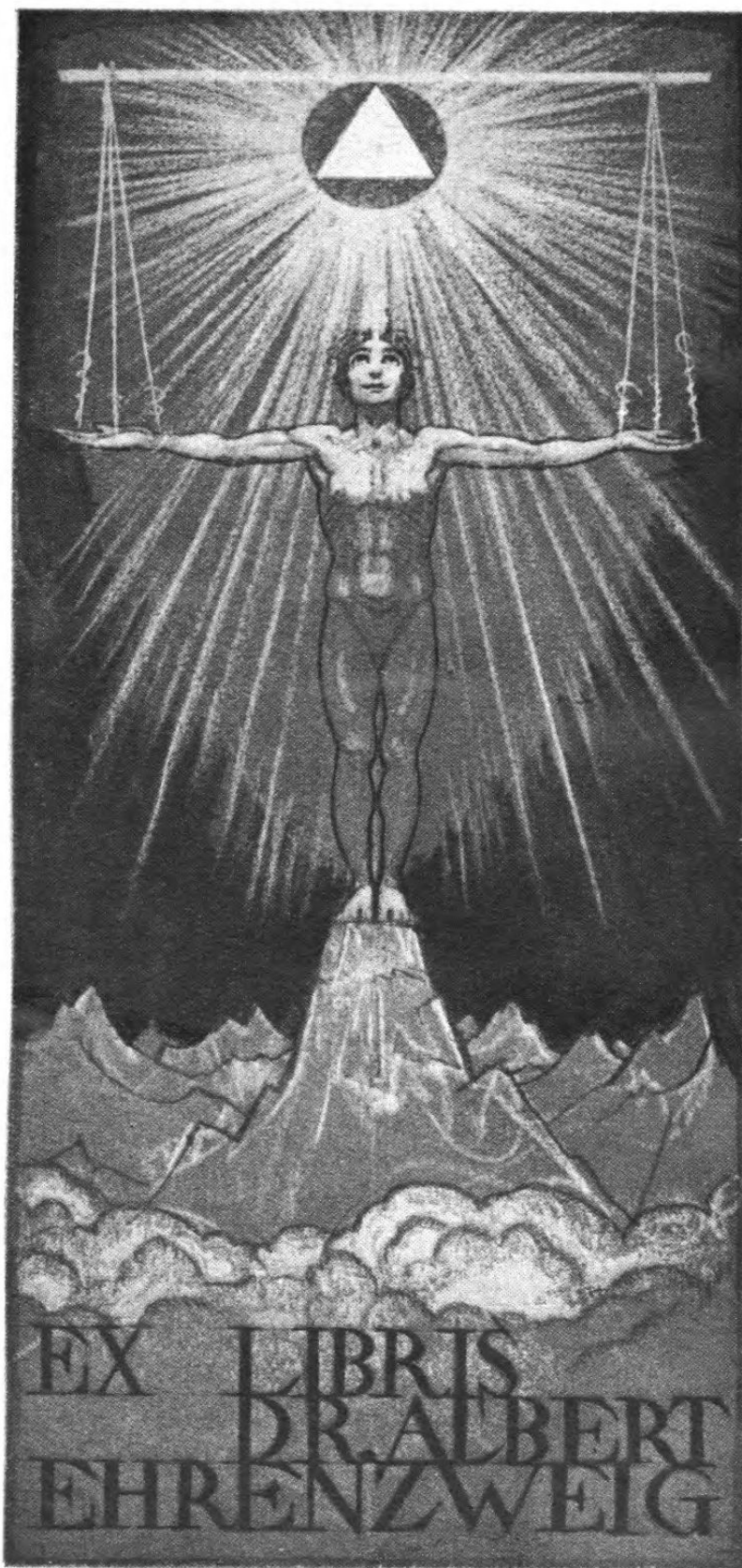


Alexei K. Tolstoi



Der Vampir



Der Vampir (1841).

(Упырь.)

nach dem Russischen

von

Alexei Konstantinowitsch Tolstoi.



Orchis-Verlag / München
1922.



Alle Rechte vorbehalten
Copyright by Orchis-Verlag München
1922

Deutsch von Arthur Luther
Litographien von Wassilij Masjutin

Zur Einführung.

Der russische Dichter Graf Alexej Konstantinowitsch Tolstoi (1817–1875), der als Knabe auf Goethes Knien gesessen hatte, wurde einst auch in Deutschland viel gelesen; heute hat man ihn über seinem jüngeren Vetter Lew A. Nikolajewitsch fast ganz vergessen – so gründlich, daß noch vor einigen Jahren ein angesehener deutscher Musikschriftsteller mit Verwunderung feststellte, unter den von Peter Tschaikowskij komponierten Liedern fänden sich auch einige leidenschaftliche Liebesgedichte des sonst doch als Weltverneiner und Asketen bekannten Tolstoi. Die Liedertexte waren natürlich von Alexej Tolstoi, der zu den feinsten russischen Lyrikern gehört. Er ist zugleich der einzige bedeutende russische Dramatiker großen Stils.

Die phantastische Novelle »Der Vampir« ist das Erstlingswerk des Dichters. Er veröffentlichte sie 1841 unter dem Pseudonym Krasnorogskij. Der führende russische Kritiker Belinskij, der »Entdecker« Turgenjews, Gontscharows, Dostojewskijs, erkannte auch hier sofort die starke dichterische Begabung und äußerte sich wie folgt:

»Dieses kleine geschmackvoll herausgegebene Büchlein trägt alle Kennzeichen eines noch allzu jungen, nichtsdestoweniger aber hervorragenden Talents, das viel für die Zukunft verspricht. Der Inhalt ist kompliziert und reich an Effekten; aber die Ursache dessen ist nicht der Mangel an Phantasie, sondern vielmehr ihre Fülle, die noch nicht durch die Erfahrungen des Lebens gemäßigt werden und in Gleichgewicht mit den andern Geistesfähigkeiten, kommen konnte . . . Überhaupt sind grelle Farben, Intensivität der Phantasie und des Gefühls, Einseitigkeit der Idee, Übermaß von Herzenswärme, Bewegtheit der Inspiration, Leidenschaftlichkeit und Hingerissenheit Kennzeichen der Jugend . . . Die meisterhafte Darstellung, die Fähigkeit, aus seinen Personen etwas wie Charaktere zu machen, die dem Geist der Zeit und des Landes, in denen die Handlung spielt, entsprechen, die schöne Sprache, die sich mitunter sogar zum »Stil« erhebt – alles das läßt von dem Verfasser des Vampir vieles für die Zukunft erhoffen. Wer Talent hat, an dem werden Leben und Wissenschaft schon das ihre tun.«

Diese Worte des feinfühligem Kritikers erwiesen sich als prophetisch. Die volle Entfaltung von Tolstois Talent erlebte Belinskij allerdings nicht mehr; er starb 1848 und Tolstois dichterische Hauptwerke fallen erst in die 50er und 60er Jahre.

Tolstoi hat seine Erstlingsnovelle nicht in seine gesammelten Werke aufgenommen. Das seiner Zeit nur in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren gedruckte Büchlein wurde bald zur großen Seltenheit, und so blieb die Kenntnis des ›Vampir‹ ein halbes Jahrhundert lang nur auf einen ganz engen Kreis von Bibliophilen und Literaturfreunden beschränkt. Erst 1899 erschien ein Neudruck mit einem Vorwort des großen russischen Philosophen und Dichters Wladimir Solowjow (1853–1900). Dieses Vorwort ist mehr als eine bloße ›Einführung‹ im Anschluß an Tolstois Novelle wird hier eines der interessantesten ästhetisch-psychologischen Probleme erörtert – die Frage über die Berechtigung und Bedeutung des »Phantastischen« in der Kunst. Solowjow schreibt:

»Das wesentliche Interesse und die Bedeutung des Phantastischen in der Poesie beruht auf der Überzeugung, daß alles, was in der Welt und besonders im Menschenleben geschieht, außer von seinen realen und augenscheinlichen Ursachen noch von einer anderen Kausalität abhängt, die tiefer und umfassender, dafür aber auch weniger klar ist. Wäre der vitale Zusammenhang alles Seienden einfach und durchsichtig wie $2 \text{ mal } 2 = 4$, so wäre damit alles Phantastische ausgeschlossen – gleichviel ob wir ihm die unvorsichtige Bezeichnung des ›Übernatürlichen‹ beilegen, oder es mit mehr Zurückhaltung das ›Ungewöhnliche‹ nennen; seines Platzes und Sinnes im Leben beraubt, hätte es auch kein Recht, in der gesunden Poesie dargestellt zu werden, und diese Poesie müsste sich darauf beschränken, einen alltäglichen, durch und durch prosaischen Inhalt in schöne Formen zu kleiden. ›Hermann und Dorothea‹ blieben dann der Poesie erhalten – freilich auch nur mit etlichen Streichungen – den ›Faust‹ aber müsste man, wenn er dann überhaupt geschrieben wäre, als den Fiebertraum eines Wahnsinnigen vernichten.«

»Aber die Vorstellung vom Leben als etwas Einfachem, Verstandesgemäßem und Durchsichtigem widerspricht vor allem der Wirklichkeit, sie ist nicht realistisch. Es wäre doch ein sehr übler

Realismus, wenn man z. B. behaupten wollte, unter der sichtbaren Oberfläche der Erde, auf der wir gehen und fahren, verberge sich nichts als ein leerer Raum. Ein derartiger Realismus würde durch jedes Erdbeben und jeden Vulkanausbruch widerlegt werden, die Zeugnis ablegten, daß sich unter der sichtbaren Erdoberfläche wirkende und daher auch wirkliche Kräfte befinden.«

»Nicht viel besser wäre die entgegengesetzte Anschauung, die, die Realität des Unterirdischen anerkennend, sie einfach für »über natürlich« erklären wollte. Ein derartiger Supranaturalismus würde zur Genüge durch die Erfahrungen der Bergleute und Geologen widerlegt werden, die mit den natürlichen Schichten und Tiefen der Erdrinde vertraut sind . . . «

»Es gibt solche natürliche Schichten und Tiefen auch im Menschenleben, und sie offenbaren sich nicht nur in weltgeschichtlichen Katastrophen. Unter dem äußerlichen alltäglichen Zusammenhang der Begebenheiten besteht und offenbart sich dem geschärften Blick ein anderer fataler Zusammenhang, beständig und streng folgerichtig trotz allem Unerwarteten und scheinbar Irrationalen seiner Manifestationen. Wie die geologischen Schichten der Erdrinde nicht überall gleich konzentrisch gelagert sind, sondern sich an verschiedenen Orten kreuzen, so daß z. B. in Finnland oder in Schottland unmittelbar unter der Pflanzendecke die ältesten Urbildungen hervortreten, so nähert sich auch die mystische Tiefe des Lebens mitunter der Oberfläche des Alltags; aber auch in diesem Falle ist die »Pflanzendecke« des alltäglichen Bewußtseins immer noch vorhanden. Und das ist das Kennzeichen des *wahrhaft* Phantastischen; es offenbart sich niemals, sozusagen, nackt. Seine Äußerungen sollen niemals zum Glauben an die mystische Bedeutung der Lebenserscheinungen zwingen, vielmehr nur auf sie hinweisen, sie *andeuten*. Beim wahrhaft Phantastischen bleibt stets eine äußere, formale Möglichkeit einer einfachen Erklärung aus dem gewöhnlichen alltäglichen Zusammenhang der Erscheinungen bestehen, wobei aber diese Erklärung endgültig aller inneren Wahrscheinlichkeit verlustig geht. Alle Einzelheiten müssen den Charakter der Alltäglichkeit tragen,

nur der Zusammenhang des Ganzen soll auf eine andere Kausalität hinweisen.«

»Einzelne, gesonderte Äußerungen des Phantastischen gibt es nicht; es gibt nur reale Erscheinungen; allein mitunter tritt eine andere wesentlichere und wichtigere Verknüpfung und Bedeutung dieser Erscheinungen klarer als sonst zutage. Niemand wird ein phantastisches Poem lesen wollen, in dem erzählt wird, in das Zimmer des Dichters wäre plötzlich ein Engel mit sechs Flügeln gekommen und hätte ihm einen herrlichen goldenen Sommermantel mit Diamantenknöpfen präsentiert. Es ist klar, daß auch in der allerphantastischsten Geschichte ein Sommermantel aus gewöhnlichem Stoff angefertigt sein und nicht von einem Engel, sondern vom Schneider geliefert werden muß – und nur aus dem komplizierten Zusammenhang dieser Erscheinung mit anderen Ereignissen kann sich jener geheimnisvolle oder rätselhafte Sinn ergeben, den sie im *Einzelnen* nicht besitzen. Wie wir mit den gleichen Buchstaben »erhabene« und »gemeine« Worte schreiben, so können die gleichen Erscheinungen in verschiedenem Zusammenhang eine ganz gewöhnliche, oberflächliche und eine sehr tiefe Bedeutung haben. So ist es in der Wirklichkeit, so muß es auch in der Dichtung sein.«

»Die Jugendnovelle Tolstois entspricht dieser Anforderung. Mag sie auch von phantastischen Elementen durchsetzt sein, diese sind stets in der Realität des Lebens aufgelöst und treten nirgends nackt zutage.«

»So wird gleich zu Anfang der Anschein erweckt, als wären wir mit einem Male in das Bereich einer ziemlich wilden Mystik geraten, aber es erweist sich sofort, daß wir es nur mit einem literarischen Kunstgriff zu tun haben. Auf einem Ball in Moskau trifft der Hauptheld der Novelle einen seltsamen Herrn, der ihm mit wichtiger Miene im Tone tiefster Überzeugung mitteilt, unter den Gästen befänden sich einige Verstorbene, deren Begräbnis er vor kurzem mitgemacht habe, die sich aber mit erstaunlicher Frechheit für Lebende ausgäben, um ihren alten Beruf weiter ausüben zu können – das Blut junger Männer und Mädchen zu saugen. Für den Anfang einer phantastischen Erzählung wäre das zu geradlinig und nicht fein genug, doch es erweist sich bald, daß der sonderbare Herr geisteskrank ist, und der Leser wird bis zum Schluß der

Erzählung nicht gezwungen, diese Erklärung ausdrücklich abzulehnen. So findet sich auch in allem Weiteren nicht eine Einzelheit, die an sich den Charakter des Wunderbaren trüge und keine natürliche Erklärung zuließe. Die ganze Erzählung ist ein wunderbar kompliziertes phantastisches Muster, das auf einen Stoff gewöhnlichster Realität gestickt ist. Die verwickelten seltsamen Ereignisse in Como haben einige Albträume zur Unterlage, wobei die unmerklichen Übergänge aus dem wachen Zustand zum Traum und umgekehrt mit so großer künstlerischer Feinheit und Lebenswahrheit dargestellt sind, daß dieses Jugendwerk auch einem reifen und erfahrenen Meister zur Ehre gereichen würde. Die tollen Visionen im Landhaus der Generalin Sugrobina können ebenso leicht als krankhafte Halluzinationen gedeutet werden, um so mehr, als sie einen Schwerverwundeten, der dann zum Bewußtsein gelangt ist, verfolgen.«

»Den Mittelpunkt der Novelle bildet die alte, in der Bibliothek der Generalin Sugrobina aufgefundene Ballade. Die hier geschilderte Bluttat im ungarischen Schloß der Fluch des verräterisch hingemordeten Greises und die entfernten Folgen dieses Fluches an den italienischen Seen und in der Umgebung Moskaus – das alles macht in kunstvoller Verknüpfung den Inhalt des ›Vampir‹ aus. Das phantastische Element gibt dieser Novelle ihre wesentliche Form, ihr allgemeiner Sinn aber ist die sittliche Vererbung, die Stabilität und ewige Wiederkehr von Typen und Daten, die Erlösung der Ahnen durch die Enkel.«

Soweit Solowjow. Der deutsche Leser wird sicher auch an E. Th. A. Hoffmann denken. Eine unmittelbare Beeinflussung dürfte auch kaum zu leugnen sein; Hoffmann war in den 30er Jahren in Rußland ungeheuer beliebt; auch Puschkin (›Pique Dame‹) und Gogol (›Das Bild‹) gerieten unter seinen Einfluß. Auf den jungen Alexej Tolstoi konnte Hoffmann um so eher einwirken, als sein Oheim und Pflegevater Alexej Perowskij zu den bedeutendsten und glücklichsten Hoffmannjüngern in der russischen Literatur gehörte.

Das Motiv des Vampirismus, ebenso wie das des lebendig werdenden Bildes hat Alexej Tolstoi immer wieder beschäftigt. Das zeigt seine viel später geschriebene Novelle ›Die Familie des Vampirs‹ und die schönste Dichtung seiner letzten Jahre, die Verserzählung ›Das Bild‹.

Bezeichnend ist auch, daß von Alexej Tolstoi eine wunderschöne, einfach kongeniale Übersetzung von Goethes ›Braut von Korinth‹ stammt.

Das Titelblatt nennt als Übersetzer nur den Unterzeichneten. Darum soll wenigstens an dieser Stelle die fleißige Mitarbeit von Wolfgang und Eva Luther nicht unerwähnt bleiben. Ihnen beiden sei zum Dank das Buch gewidmet!

Leipzig,
Herbst 1922.

Arthur Luther.

Der Ball war sehr besucht. Auch einem rauschenden Walzer führte Runewskij seine Dame an ihren Platz und begann langsam im Saale auf und ab zu gehen und sich die verschiedenen Gruppen der Gäste zu betrachten. Ihm fiel ein Mensch auf, der zwar noch jung schien, aber sehr bleich und fast vollkommen grauhaarig war. Er stand an den Kamin gelehnt und starrte so aufmerksam in eine Ecke des Saales, daß er nicht bemerkte, wie seine Frackschöße dem Feuer zu nahe kamen und zu qualmen begannen. Runewskij, dem das sonderbare Aussehen des Unbekannten auffiel, benutzte diesen Zufall, um ein Gespräch anzuknüpfen.

»Sie suchen wohl jemand«, sagte er, »und indessen fängt Ihr Anzug Feuer.«

Der Fremde sah sich um, trat vom Kamin zurück und sagte, indem er Runewskij scharf ansah:

»Nein, ich suche niemand; mich wundert es nur, daß ich auf dem heutigen Ball Vampire sehe.«

»Vampire?« erwiderte Runewskij, »wieso Vampire?«

»Vampire«, erwiderte der Fremde kaltblütig. »Sie denken natürlich an allerlei romantische französische Geschichten, aber ich kann Sie versichern, daß wir es hier mit einer rein slawischen Erscheinung zu tun haben, wenn diese unheimlichen Wesen auch in ganz Europa, ja sogar in Asien zu finden sind. Das Wort selbst ist echt russisch und lautet ›Upr.« Vampir haben erst die ungarischen Mönche daraus gemacht, die alles latinisieren mußten. Heute freilich macht man sich nur lächerlich, wenn man die richtige Form anwendet. Und doch – Vampir! Vampir!« wiederholte er verächtlich, »das ist geradeso, als wenn ich für ›Gespenst‹ – ›Phantom‹ oder ›Revenant‹ sagen sollte! Dann schon, lieber ›Gierfraß‹ oder ›Nachtmahr!«

»Aber«, fragte Runewskij, »wie in aller Welt kämen hierher Vampire oder wie sie sonst heißen mögen?«

Statt jeder Antwort wies der Fremde mit der Hand auf eine ältliche Dame, die sich mit einer anderen Dame unterhielt und dabei freundlich auf ein neben ihr sitzendes junges Mädchen blickte. Sie sprachen augenscheinlich über das Mädchen, denn dieses lächelte von Zeit zu Zeit und errötete leicht.

»Kennen Sie diese alte Dame?« fragte der Fremde Runewskij.

»Das ist die Generalin Sugrobina«, antwortete jener, »ich kenne sie nicht persönlich, doch ich hörte, sie sei sehr reich und habe nicht weit von Moskau ein prachtvolles Landhaus, gar nicht im Generalsgeschmack.«

»Ja, vor einigen Jahren war sie tatsächlich Frau Sugrobina, aber jetzt ist sie nichts anderes als der scheußlichste Vampir, der nur auf eine Gelegenheit wartet, sich mit Menschenblut zu sättigen. Sehen Sie nur, wie sie das arme Mädchen dort ansieht: es ist ihre Enkelin. Hören Sie, was die Alte spricht: sie lobt sie und überredet sie, für vierzehn Tage zu ihr aufs Land zu kommen, in dasselbe Haus, von dem Sie sprachen; aber ich versichere Sie, es vergehen keine drei Tage und das arme Ding ist tot. Die Ärzte werden von Fieber oder Lungenentzündung reden, aber glauben Sie ihnen nicht.«

Runewskij hörte zu und traute seinen Ohren nicht.

»Sie zweifeln?« fuhr jener fort. »Niemand kann es Ihnen besser beweisen als ich, daß die Sugrobina ein Vampir ist; denn ich war auf ihrem Begräbnis. Hätte man damals auf mich gehört, so hätte man ihr vorsichtshalber einen Espenpflock zwischen die Schultern geschlagen; aber was wollen Sie? Die Erben waren nicht zugegen und die Fremden geht es nichts an.«

In diesem Augenblick näherte sich der Alten ein eigentümlicher Herr in braunem Frack und Perücke, das große Wladimirkreuz am Halse und das Ehrenzeichen für fünfundvierzigjährigen untadeligen Staatsdienst auf der Brust. Er hielt in beiden Händen eine goldene Tabaksdose und streckte sie der Generalin schon von weitem entgegen.

»Ist das auch ein Vampir?« fragte Runewskij.

»Ohne Zweifel«, antwortete der Unbekannte, »das ist der Staatsrat Telajew; er ist ein großer Freund der Frau Sugrobina und starb zwei Wochen vor ihr.«

Als er näher gekommen war, lächelte Telajew verbindlich und machte einen Kratzfuß. Die Generalin lächelte ebenfalls und steckte die Finger in die Dose des Staatsrats.

»Mit Steinklee, mein Lieber?« fragte sie.

»Mit Steinklee, gnädige Frau«, antwortete Telajew mit süßer Stimme.

»Hören Sie?« sagte der Fremde zu Runewskij, »das war Wort für Wort ihr tägliches Gespräch, als sie beide noch lebten. Telajew bot der Sugrobina jedes mal, wenn er sie traf, die Tabaksdose, aus der sie jedes mal eine Prise nahm, nachdem sie vorher gefragt hatte, ob dem Tabak Steinklee beigemischt sei. Dann antwortete Telajew, es wäre Steinklee dabei, und nahm neben ihr Platz.«

»Sagen Sie bitte«, fragte Runewskij, »woran erkennen Sie, ob jemand ein Vampir ist oder nicht?«

»Das ist gar keine Kunst! Was diese beiden betrifft, so ist kein Zweifel möglich, da ich sie noch vor ihrem Tode gekannt habe, und es wundert mich, nebenbei gesagt, nicht wenig, sie hier unter Leuten zu sehen, denen sie gut bekannt sind. Ich muß gestehen, dazu gehört eine unglaubliche Frechheit! Aber Sie fragen, woran man die Vampire erkennt? Beachten Sie gefälligst wie sie mit der Zunge schnalzen, wenn sie einander begegnen. Eigentlich ist das kein Schnalzen, sondern ein Laut, wie wenn jemand eine Apfelsine aussaugt. Das ist ihr Erkennungszeichen, damit begrüßen sie sich.«

Hier trat ein junger Elegant zu Runewskij und erinnerte ihn daran, daß er im nächsten Kontretanz sein Visavis sei. Alle Paare standen schon auf ihren Plätzen, nur Runewskij hatte noch keine Dame, und so beeilte er sich, jenes junge Mädchen aufzufordern, dem der Fremde eben einen so schnellen Tod prophezeit hatte, wenn sie sich zur Großmutter aufs Land begeben würde. Er hatte während des langen Tanzes Muße, sie genau zu betrachten. Sie mochte 17 Jahre alt sein, ihre an sich schon auffallend schönen Züge hatten einen außerordentlich rührenden Ausdruck. Man war geneigt, zu glauben, daß eine stille Wehmut den Grundzug ihres Charakters bildete; doch wenn Runewskij im Laufe des Gesprächs die lächerlichen Züge eines Gegenstandes hervorhob, verschwand dieser Ausdruck und das allerheiterste Lächeln erschien an seiner Statt. Alle ihre Antworten waren geistvoll, alle ihre Bemerkungen überraschend und eigenartig. Sie lachte und scherzte so ganz ohne Bosheit und so harmlos, daß selbst jene, die das Ziel ihres Spottes bildeten, nicht hätten zürnen können, wenn sie etwas gehört hätten. Man sah ihr an, daß sie nicht nach Einfällen oder

Redewendungen suchte, sondern daß jene vom Augenblick geboren wurden, und diese von selber kamen. Nur manchmal verlor sie sich in Gedanken, und dann beschattete wieder die Wolke der Schwermut ihre helle Stirne. Der Übergang von Heiterkeit zur Schwermut und von Schwermut zur Heiterkeit schuf einen seltsamen Gegensatz. Wenn ihre leichte schlanke Gestalt zwischen den Tanzenden auf tauchte, glaubte Runewskij kein irdisches Wesen, sondern eines jener luftigen Geschöpfe zu sehen, die, wie die Dichter uns versichern, in hellen Mondnächten über Blumen schweben, ohne sie durch ihre Schwere niederzubeugen. Noch nie hatte ein Mädchen solch einen tiefen Eindruck auf Runewskij gemacht. Gleich nach Beendigung des Tanzes bat er um Erlaubnis, ihrer Mutter vorgestellt zu werden.



Es erwies sich, daß die Dame, mit der Frau Sugrobina sich unterhalten hatte, nicht ihre Mutter, sondern eine Tante war, die Frau Sorina hieß und bei der sie erzogen wurde. Später erfuhr Runewskij, daß das

Mädchen seit langem verwaist war. Er glaubte zu bemerken, daß die Tante sie nicht gerade gern hatte. Die Großmutter dagegen liebte sie oft, nannte sie ihr Schätzchen, aber es war schwer zu erraten, ob ihre Zärtlichkeiten aus aufrichtigem Herzen kamen. Außer diesen beiden Verwandten hatte sie niemand mehr auf der Welt. Diese Verlassenheit des armen Mädchens erhöhte Runewskijs Teilnahme noch, aber zu seinem Bedauern gelang es ihm nicht, das Gespräch mit ihr fortzusetzen, denn die dicke Tante stellte ihn nach einigen banalen Fragen sofort ihrer Tochter, einer koketten Zierpuppe vor, die sich seiner völlig bemächtigte.

»Sie haben so viel mit meiner Kusine gelacht«, sagte sie, »meine Kusine lacht gern, wenn sie bei Laune ist. Ich ahne schon, wir haben alle etwas abgekriegt.«

»Wir haben wenig von den Anwesenden gesprochen«, antwortete Runewskij, »wir sprachen meist über das französische Theater.«

»Wirklich? Aber gestehen Sie: unser Theater verdient nicht einmal geschimpft zu werden. Ich langweile mich da immer unsäglich, doch meiner Kusine zuliebe gehe ich oft hin. Mutter versteht kein Französisch, daher ist es ihr ganz gleich, ob es ein Theater gibt oder nicht; die Großmutter will erst recht nichts davon hören. Sie kennen Großmutter noch nicht? Die steckt noch ganz im vorigen Jahrhundert! Wollen Sie es mir glauben, sie bedauert, daß wir uns nicht mehr pudern.«

Nachdem Sophie Karpowna (so hieß das Fräulein) noch etwas über die Großmutter gewitzelt hatte, um Runewskij durch ihren scharfen Geist zu imponieren, machte sie sich an die anderen Gäste. Am schlechtesten kam dabei ein kleiner Offizier mit schwarzem Schnurrbart weg, der bei der französischen Quadrille ungemein hohe Sprünge machte. »Sehen Sie, bitte, diese Figur an«, sagte sie zu Runewskij, »kann man sich etwas Lächerlicheres denken, kann man einen passenderen Namen für sie erfinden, als den, dessen sie sich tatsächlich rühmt: Frysckin! Dies ist der unausstehlichste Mensch in ganz Moskau, und was das Ärgerlichste ist, er hält sich für wunderschön und glaubt, daß alle in ihn verliebt sind. Sehen Sie nur, sehen Sie nur, wie seine Epaulettes gegen die Schultern schlagen! Er bricht noch durch den Fußboden.«

So spottete Sophie Karpowna weiter. Fryschkin aber machte mit finsterem Gesicht und aufgedrehtem Schnurrbart die tollsten Sprünge, so daß auch Runewskij sich beim Anblick des Lachens nicht enthalten konnte. Sophie Karpowna, durch seine Heiterkeit ermutigt, spottete nun erst recht über den armen Fryschkin. Endlich gelang es Runewskij, seine lästige Genossin los zu werden; er begab sich zu ihrer dicken Mutter, bat um Erlaubnis, ihr seine Aufwartung machen zu dürfen, und ließ sich endlich in ein Gespräch mit der Generalin ein.

»Sieh nur zu, mein Bester«, sagte die Alte freundlich, »besuche die Sorina, die Fedoßja Akimowna, aber vergiß mich arme Alte auch nicht! Du kannst doch auch nicht immer mit dem jungen Volk Possen treiben! Ja, ja, zu meiner Zeit, da wars anders! Da war die Jugend noch nicht so eitel, da hörte sie noch mehr auf die Alten. Solche albernen Fracks trug man noch nicht, aber deshalb waren wir doch auch nicht schlechter gekleidet als ihr! Ich will dich ja nicht kränken, mein Guter, aber wonach siehst du aus mit deinen Schwalbenschwänzen? Weder Vogel noch Mensch! Und man benahm sich damals auch ganz anders; die Leute waren viel höflicher, das muß man sagen! Die Offiziere machten sich auf Bällen nicht zum Narren wie dieser Fryschkin, aber schlagen konnten sie sich nicht schlechter als ihr! Ach, wenn mein seliger Ignatij Saweljitsch erst zu erzählen anfang, wie sie gegen die Türken gingen, da konnte einem Angst und Bange werden vom bloßen Zuhören. Wir standen – sagt er – an der Donau mit dem Grafen Peter Alexandrowitsch und drüben steht der Türke; unserer waren nicht viele, fast alles Neulinge, der Türken aber eine Unmasse. Da kommt von unserm Mütterchen, der Kaiserin, ein Befehl an den Grafen: geh über die Donau und schlag die Heiden! Was war da zu machen? Der Graf wollte zwar nicht, mußte aber gehorchen und setzte über den Fluß; mein Ignatij Saweljitsch ging mit. Zu meiner Zeit wurde nicht viel gefragt, mein Lieber, da hieß es gehorchen. So belagerten sie also die heidnische Festung – Silistria hieß sie – aber sie waren nicht stark genug, und da ließ Graf Peter Alexandrowitsch zum Rückzug blasen. Die Heiden aber verlegten ihm den Weg. Zwischen drei Armeen hatten sie ihn eingeklemmt; es wäre ihm bald ans Leben gegangen, meinem Ignatij Saweljitsch auch, wenn der Deutsche, der Weißmann, sie nicht heraus

gehauen hätte. Er warf sich auf jene, die den Flußübergang versperrten, und zerschlug sie zu Brei, wenn er auch bloß ein Deutscher war. Ignatij Saweljitsch war auch mit dabei und da zerschossen die Heiden ihm das Bein und den Weißmann schlugen sie ganz tot. Und nun, mein Lieber? Der Graf ging über den Fluß und machte sich gleich wieder zu neuem Kampfe bereit. »Ich gebe nicht nach«, sagte er, »ihr sollt uns kennenlernen!« So waren die Leute in alten Zeiten, mein Lieber, nicht wie ihr heute; wenn sie auch keine albernsten Fracks trugen – nichts für ungut, mein Bester.«

Die Alte erzählte noch viel aus der guten alten Zeit, von Ignatij Saweljitsch und vom Grafen Aumjantzew.

»Komm doch mal in mein Landhaus«, sagte sie zum Schluß, »da zeige ich dir die Porträts des Grafen Peter Alexandrowitsch und meines Ignatij Saweljitsch. So wie früher lebe ich ja auch nicht mehr, es ist nicht mehr die Zeit dazu, aber ein Gast ist mir stets willkommen. Wer sich meiner erinnert, kehrt immer bei mir im »Birkenhof« ein, und mir machts Freude. Semjon Semjonowitsch«, fügte sie hinzu, auf Telajew deutend, »vergißt mich auch nicht und hat versprochen, mich in den nächsten Tagen zu besuchen. Meine Daschenka kommt auch zu mir, sie ist ein liebes Kind und läßt ihre alte Großmama nicht im Stich – nicht wahr, Dascha?«

Dascha lächelte still; Semjon Semjonowitsch verneigte sich vor Runewskij, nahm seine goldene Tabaksdose aus der Tasche, wischte sie mit dem Ärmel ab und hielt sie ihm mit beiden Händen hin, wobei er einen Schritt zurück, statt vorwärts machte.

»Ihr Diener, ergebenster Diener, Marfa Sergejewna«, sagte er mit honigsüßer Stimme zur Generalin, »in der Tat . . . wenn . . . im Falle daß . . . ich will sagen . . . «

Hier schnalzte Semjon Semjonowitsch genau so mit der Zunge, wie es der Fremde vorhin beschrieben hatte, so daß Runewskij unwillkürlich zusammenzuckte. Er erinnerte sich wieder des seltsamen Mannes, mit dem er sich bei Beginn des Balles unterhalten hatte, und als er ihn noch auf seinem alten Platze vor dem Kamin bemerkte, wandte er sich an Frau Sugrobina mit der Frage, ob sie nicht wisse, wer er sei! Die alte Dame holte ihre Brille aus der Handtasche, wischte sie sorgfältig mit

dem Spitzentuche ab, setzte sie auf die Nase und antwortete, nachdem sie den Fremden betrachtet hatte:

»Den kenne ich, mein Lieber, jawohl, den kenne ich! Das ist Herr Rybarenko! Er ist ein Kleinrusse und aus guter Familie, aber der arme Kerl ist schon seit drei Jahren nicht ganz bei Verstande. Aber das kommt von der modernen Erziehung! Da ist man noch hinter den Ohren nicht trocken und muß ins Ausland reisen! Da hat er sich zwei Jahre herumgetrieben und ist ganz verdreht heimgekehrt!«

Hierauf brach sie ab und lenkte das Gespräch wieder auf den Türkenfeldzug ihres Ignatij Saweljitsch. Das ganze geheimnisvolle Gebaren Rybarenkos war Runewskij nun klar. Er war ein Verrückter, die Generalin Sugrobina eine gute Alte, Telajew ein Sonderling, der nur deshalb so merkwürdig schnalzte, weil er stotterte oder keine Zähne mehr hatte.

* *

*

Es waren mehrere Tage nach dem Ball vergangen und Runewskij hatte Daschas Tante näher kennengelernt. So sehr Dascha ihm gefiel, so widerwärtig erschien ihm Fedoßja Akimowna Sorina. Sie war eine Frau von 45 Jahren, außergewöhnlich dick, sehr häßlich und dabei sehr anspruchsvoll in ihrer Toilette und ihrem Benehmen. Ihre Feindseligkeit gegen die Nichte, die sie trotz ihrer Bemühungen nicht ganz verbergen konnte, schrieb Runewskij dem Almstande zu, daß ihre eigene Tochter Sophie Karpowna weder Daschas Schönheit noch ihre Jugend besaß. Sophie Karpowna schien das selbst zu fühlen und suchte sich überall an ihrer Gegnerin zu rächen. Sie war so schlau, daß sie nie offen etwas Böses über sie sagte, aber sie benutzte jede Gelegenheit, sie unbemerkt in schlechtes Licht zu setzen. Dabei spielte sie sich als Daschas aufrichtige Freundin auf und suchte ihre angeblichen Fehler laut und auffällig zu beschönigen.

Runewskij hatte von Anfang an bemerkt, daß sie ihn an sich fesseln wollte, aber so unangenehm ihm das war, hielt er es doch für notwendig, sie seinen Unwillen nicht merken zu lassen, und bemühte sich, ihr mit der größten Ehrerbietung zu begegnen.

Die Gesellschaft, die im Hause der Sorina verkehrte, bestand aus Leuten, die keineswegs den besten Kreisen angehörten, und die ihre Zeit – ebenso wie die Hausfrau – mit Klatsch und böser Nachrede verbrachten. Unter allen diesen Personen war Dascha wie ein liches Vöglein, das aus einem blühenden Lande in einen dunklen schmutzigen Hühnerstall geraten ist. Doch obgleich sie ihre Überlegenheit fühlen mußte, fiel es ihr nicht ein, die Leute zu meiden oder zu verachten, deren Gewohnheiten und Erziehung so wenig zu ihrer Lebensweise paßten, für die sie geboren war. Runewskij bewunderte ihre Geduld, wenn sie aus Gefälligkeit die langen Geschichten der Alten anhörte, die sie nicht im mindesten interessierten; er wunderte sich über ihre ständige Freundlichkeit gegen diese Frauen und Mädchen, deren größter Teil sie nicht ausstehen konnte. Oft war er auch Zeuge, wie sie mit höflicher Bescheidenheit, oft nur mit einem Blick die jungen Gecken in die Schranken der schuldigen Ehrerbietung zurückwies, wenn sie im Gespräch mit ihr sich einmal vergessen wollten. Allmählich gewöhnte sich Dascha an Runewskij. Sie versuchte nicht mehr, ihre Freude über seine Besuche zu verbergen; ein inneres Gefühl schien ihr zu sagen, daß sie sich auf ihn verlassen könnte wie auf einen treuen Freund. Ihr Vertrauen wuchs mit jedem Tage; sie vertraute ihm bereits manchmal ihre kleinen Kümernisse und schließlich gestand sie ihm eines Tages, wie unglücklich sie sich im Hause ihrer Tante fühle.

»Ich weiß«, sagte sie, »daß sie mich nicht lieben und daß ich ihnen zur Last falle; Sie glauben nicht, wie mich das quält. Mit den anderen lache ich zwar und bin fröhlich, aber wie oft weine ich bitterlich, wenn ich allein bin!«

»Und Ihre Großmutter?« fragte Runewskij.

»Oh, Großmutter ist ganz anders! Sie liebt mich, sie ist immer gleich freundlich zu mir, ob wir nun allein sind oder in Gesellschaft von andern. Außer Großmutter und der alten Gouvernante meiner Mutter gibt es, glaube ich, niemand, der mich lieb hätte! Diese Gouvernante heißt Kleopatra Platonowna, sie kannte mich schon als Kind und nur mit ihr kann ich über meine Mutter sprechen. Wie bin ich froh, daß ich sie bei Großmutter auf dem Lande sehen werde; nicht wahr. Sie kommen auch hin?«

»Unbedingt, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist.«

»Oh, im Gegenteil! Ich weiß nicht, obgleich wir erst seit ein paar Tagen bekannt sind, scheint es mir, als kennte ich Sie schon so lange, so lange, daß ich mich kaum entsinne, wann ich Sie zum ersten mal gesehen habe. Vielleicht kommt das daher, daß Sie mich an meinen Vetter erinnern, den ich wie einen Bruder liebe, und der jetzt im Kaukasus ist.«

Einmal traf Runewskij Dascha mit verweinten Augen. Am sie nicht noch mehr zu verstimmen, gab er sich den Anschein nichts zu merken und begann ein alltägliches Gespräch. Dascha wollte antworten, doch Tränen entströmten ihren Augen, sie konnte kein Wort hervorbringen, bedeckte das Gesicht mit dem Taschentuch und lief aus dem Zimmer.

Nach einiger Zeit erschien Sophie Karpowna und suchte Daschas seltsames Benehmen zu entschuldigen.

»Ich schäme mich selbst für meine Kusine«, sagte sie, »aber sie ist noch so ein Kind, daß jede Kleinigkeit sie zum Weinen bringt. Heute wollte sie gern ins Theater fahren, aber unglücklicherweise war keine Loge mehr zu haben, und das verstimmte sie so, daß sie sich noch lange nicht beruhigen wird. Übrigens, wenn Sie alle ihre guten Eigenschaften wüßten, würden Sie ihr diese kleinen Schwächen gern verzeihen. Ich glaube, es gibt kein besseres Geschöpf auf der Welt als sie. Wen sie gern hat, der kann meinetwegen ein Verbrechen begehen; sie wird Gründe finden, ihn zu entschuldigen und allen beweisen, daß er recht gehabt hat. Denkt sie aber schlecht von einem, so läßt sie ihn nicht in Frieden und erzählt allen, was sie von ihm hält.«

So verstand Sophie Karpowna Runewskij anzudeuten, daß Dascha kleinmütig, parteiisch und ungerecht sei. Doch ihre Worte machten nicht den geringsten Eindruck auf ihn. Er sah darin nur Neid und überzeugte sich bald, daß er sich nicht getäuscht hatte.

»Es kam Ihnen wohl sonderbar vor«, sagte ihm Dascha am Tage darauf, »daß ich so von Ihnen fort lief, als Sie gestern mit mir sprachen? Aber ich konnte wirklich nicht anders. Ich hatte zufällig einen Brief meiner armen Mutter gefunden. Jetzt ist es schon neun Jahre her, seit sie gestorben ist; ich war noch ein Kind, als ich ihn erhielt, und er erinnerte mich jetzt so lebhaft an meine Kindheit, daß ich die Tränen

nicht zurückhalten konnte, als ich in Ihrer Gegenwart an ihn dachte. Ach, wie war ich damals glücklich! Wie freute ich mich, als ich diesen Brief er hielt! Wir waren damals auf dem Lande, Mutter schrieb aus Moskau und versprach, bald zu kommen. Sie kam tatsächlich am Tage darauf und überraschte mich im Garten. Ich erinnere mich noch, wie ich mich aus den Armen des Kindermädchens riß und meiner Mutter um den Hals fiel.«

Dascha hielt einen Augenblick inne und schwieg wie traumverloren.

»Bald darauf«, fuhr sie fort, »wurde Mutter plötzlich ohne jeden Grund krank, magerte ab, siechte dahin und war nach einer Woche tot. Die gute Großmutter hat sie bis zum letzten Augenblick nicht verlassen. Nächte lang hat sie an ihrem Bett gesessen und sie gepflegt. Ich erinnere mich, wie am letzten Tage ihr Kleid ganz mit Mutters Blut befleckt war. Das machte einen furchtbaren Eindruck auf mich, aber man sagte mir, Mutter wäre an der Schwindsucht und an einem Blutsturz gestorben. Bald darauf kam ich zur Tante, und dann wurde alles anders!«

Runewskij hörte ihr mit großer Teilnahme zu. Er bemühte sich, seine Verlegenheit zu überwinden, Tränen zeigten sich in seinen Augen und außerstande, den Trieb seines Herzens zu bändigen, faßte er ihre Hand und drückte sie heftig.

»Lassen Sie mich Ihr Freund sein!« rief er, »vertrauen Sie mir! Ich kann Ihnen die eine, die Sie verloren haben, nicht ersetzen, doch bei meiner Ehre, ich bin Ihr treuer Verteidiger, so lange ich lebe!«

Er drückte ihre Hand an seine heißen Lippen und sie beugte das Haupt auf seine Schulter und weinte leise. Jemandes Schritte erklangen im Nebenzimmer. Dascha schob Runewskij sanft zurück und sagte ihm mit leiser aber fester Stimme:

»Verlassen Sie mich, ich habe vielleicht unrecht getan, daß ich mich meinem Gefühl hingab, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß Sie ein Fremder sind; eine innere Stimme sagte mir, daß Sie meines Vertrauens würdig sind.«

»Dascha, liebste Dascha«, rief Runewskij. »Noch ein Wort! Sagen Sie mir, daß Sie mich lieben, und ich bin der Glückliche der Sterblichen!«

»Können Sie daran zweifeln?« antwortete sie ruhig und verließ das Zimmer. Er blieb zurück, erstaunt über diese Antwort und im Zweifel, ob

sie den Sinn seiner Worte ganz verstanden habe.

*

*

*

Dreißig Werst von Moskau liegt das Gut »Birkenhof«. Schon von weitem sieht man das große steinerne, altmodisch gebaute Haus, das von uralten Linden umgeben ist; sie bilden den Hauptschmuck des großen Gartens, der in regelrechtem französischem Geschmack auf einem abschüssigen Hügel angelegt ist. Niemand, der dieses Haus sah, ohne seine Geschichte zu kennen, hätte glauben können, daß es derselben Generalin gehörte, die von den Feldzügen des Ignatij Saweljitsch erzählte und russischen Tabak mit Steinklee schnupfte. Das Gebäude war zugleich leicht und majestätisch; man konnte auf den ersten Blick erkennen, daß es von einem italienischen Baumeister geschaffen war, denn es erinnerte in vielem an die prächtigen Villen in der Lombardei oder der Almgegend Roms. In Rußland gibt es leider wenig solche Häuser; aber sie zeichnen sich durchweg durch ihre Schönheit aus, als echte Muster des guten Geschmacks im vorigen Jahrhundert, und das Haus der Sugrobina konnte man ohne Bedenken das Erste dieser Art nennen.



An einem warmen Juliabend schienen die Fenster heller als sonst erleuchtet und – was selten geschah – selbst im dritten Stock sah man Irrlichter, aus einem Zimmer ins andere huschen. An diesem Abend

zeigte sich auf der Landstraße ein Wagen; er näherte sich dem Gute, fuhr durch die lange Allee in den Hof und hielt vor dem Herrenhause. Ein Bursche in zerrissenem Rock kam ihm entgegengeläufen und half Runewskij aussteigen.

Als Runewskij ins Zimmer trat, sah er eine Menge Gäste, von denen einige Whist spielten, andere sich lebhaft unterhielten. Zu den ersteren gehörte auch die Wirtin; ihr gegenüber saß Semjon Semjonowitsch Telajew. In einer Ecke des Zimmers stand ein gedeckter Tisch mit einem riesigen Samowar und davor saß eine ältliche Dame, eben jene Kleopatra Platonowna, von der Dascha Runewskij erzählt hatte. Sie schien ebenso alt wie die Generalin, doch auf ihrem bleichen Gesicht lag eine tiefe Trauer, als wenn ein furchtbares Geheimnis sie drückte.

Als Runewskij eintrat, begrüßte ihn die Generalin sehr freundlich.

»Vielen Dank, mein Bester«, sagte sie, »daß du mich nicht vergessen hast. Ich dachte schon, du würdest überhaupt nicht kommen; setz dich zu uns und erzähle uns, was es Neues in der Stadt gibt.«

Telajew machte Runewskij eine sehr originelle Verbeugung, deren Charakter sich durch Worte nicht ausdrücken läßt; dann zog er seine Tabaksdose aus der Tasche und sagte mit süßer Stimme:

»Wollen Sie sich bedienen? Echter russischer mit Steinklee. Ich gebrauche keinen französischen; dieser ist viel gesünder und außerdem . . . in Anbetracht des Schnupfens . . . «

Ein lauter Schlag mit der Zunge beschloß diesen Satz und das Schnalzen des alten Beamten verwandelte sich in ein unbestimmbares Saugen.

»Danke ergebenst«, antwortete Runewskij, »ich schnupfe nicht.«

Doch die Generalin warf einen unwilligen Blick auf Telajew und sagte halblaut zu ihrer Nachbarin:

»Was für eine unangenehme Angewohnheit von Semjon Semjonowitsch, immer zu schnalzen. Ich hätte mir an seiner Stelle längst einen falschen Zahn eingesetzt, um reden zu können wie alle Leute.«

Runewskij hörte der Generalin und Telajew sehr zerstreut zu. Seine Augen suchten Dascha und er erblickte sie am Teetisch im Kreise

anderer Mädchen. Sie empfing ihn mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit und mit einer Ruhe, die man fast für Gleichgültigkeit halten konnte. Runewskij wurde es schwer, seiner Verlegenheit Herr zu werden, wie seine ungeschickten Antworten auf ihre Fragen bewiesen. Aber er faßte sich, man stellte ihn einigen Damen vor und bald unterhielt er sich ganz ungezwungen. Alles im Hause der Generalin erschien ihm ungewöhnlich. Die reiche Einrichtung der hohen, mit Talgkerzen erleuchteten Zimmer, die verstaubten, mit Spinnweb bedeckten Gemälde italienischer Meister, die Tische mit florentinischer Mosaik, auf denen halbfertige Strickstrümpfe, Nußschalen und schmutzige Karten umherlagen – alles das bildete mit den kleinbürgerlichen Manieren der Gäste, den altväterischen Geschichten der Generalin und dem Schmatzen Telajews ein höchst sonderbares Gemisch.

Als der Samowar fortgebracht war, wollten die jungen Mädchen etwas spielen und forderten Runewskij auf, sich zu ihnen zu setzen.

»Wollen wir Orakel spielen«, sagte Dascha, »hier ist ein altes Buch; jede von uns muß es der Reihe nach aufschlagen und eine andere ihr eine beliebige Zeile auf der rechten oder linken Seite nennen. Der Inhalt dieser Zeile soll uns als Weissagung gelten. Zum Beispiel ich fange an: Herr Runewskij, nennen Sie eine Zeile.«

»Links, die siebente von unten.«

Dascha las:

»Die Großmutter sauge der Enkelin Blut.«

»Ach, du liebe Zeit«, riefen die Mädchen lachend, »was soll das bedeuten? Lesen Sie es doch von Anfang an, daß man's verstehen kann.«

Dascha reichte das Buch Runewskij. Es war ein altes Manuskript, und er las folgendes:

*Der Uhu packte die Fledermaus,
Zerfleischt ihren Leib mit den Krallen.
Der Ritter Ambrosius reitet zu Gast'
Zum Nachbarn mit seinen Vasallen.
Zwar fest ist das Burgtor, viel Riegel davor,
Doch den Gästen öffnet die Wirtin das Tor.*

*»Nun, Martha, zeig' uns: wo schläft dein Mann?
Du erbleichst? Du zitterst vor Schrecken?
Am Schlosse strömt gurgelnd die Donau vorbei,*

Die Nacht wird die Bluttat bedecken.
Sei getrost! Aus dem Grab steht der Tote nicht auf.
Was geschehn muß, geschehe – führ uns hinauf.«

Am Schlosse strömt gurgelnd die Donau vorbei,
Das Wasser glänzt über den Steinen.
Die Tat ist vollbracht, der Alte ist tot,
Ambrosius zecht mit den Seinen.
Mit ihm sitzt die sündige Gräfin beim Mahl.
Auf blutiger Flut spielt des Mondes Strahl.

Am Schlosse strömt gurgelnd die Donau vorbei.
Die Flammen zucken und beben.
Ambrosius ruft: »Ans Werk! Schlagt zu!
Und laßt mir keinen am Leben!
Seid fröhlich, Frau Gräfin, was fällt Such denn ein?
Ließt selbst ja die lustigen Gäste herein!«

Die gurgelnde Donau spiegelt das Schloß,
Schon halb von den Flammen verschlungen,
Ambrosius spricht zu der plündernden Schar:
»Wir müssen nach Haus, meine Jungen!
Seid fröhlich, Frau Gräfin, was fällt Euch denn ein?
Ließt selbst ja die lustigen Gäste herein.«

Es dröhnt über Marthas Haupte der Fluch
Des Gatten. Er rief es im Sterben:
»Verflucht seist du und dein ganzes Geschlecht!
Mein Fluch soll sich weiter vererben!
Eure Liebe werde zu Grauen und Wut!
Die Großmutter sauge der Enkelin Blut!«

»Verflucht seist du und dein ganzes Geschlecht!
Nicht werd' es befreit aus den Banden,
Als bis sich das Bild dem Gatten vermählt,
Die Braut aus dem Grab auferstanden,
Und das letzte Opfer sündiger Glut
Mit zerschmettertem Schädel daliegt im Blut!«

Der Uhu erfaßte die Fledermaus,
Zerfleischt ihr den Leib mit den Krallen.
Von rauchenden Trümmern reitet hinweg
Ambrosius mit seinen Vasallen.
»Seid fröhlich, Frau Gräfin, was fällt Such denn ein?
Ließt selbst ja die lustigen Gäste herein.«

Runewskij schwieg, und ihm fielen wieder die Worte jenes merkwürdigen Mannes ein, den er vor einiger Zeit auf dem Ball gesehen hatte und der für verrückt galt. Während er las, hatte die Sugrobina vom Kartentische her aufmerksam zugehört, und als er geendet hatte, sagte sie:

»Was liest du denn da für schreckliches Zeug, mein Bester? Du willst uns doch nicht bange machen, mein Lieber?«

»Großmutter«, sagte Dascha, »ich weiß selbst nicht, was das für ein Buch ist. Heute hat man in meiner Stube den großen Schrank weggerückt, und da fiel es von oben herunter.«

Semjon Semjonowitsch zwinkerte der Generalin zu und sagte sich auf dem Stuhle umdrehend:

»Das ist wahrscheinlich eine Allegorie, so was Metaphorisches . . . hm! . . . eine Phantasie! . . . «

»Ja, ja, Phantasie!« brummte die Alte, »zu meiner Zeit, da schrieb man keine Phantasien, und es hätte sie auch niemand lesen wollen! So was«, fuhr sie unwillig fort, »wie kann es nur jemand einfallen, Gedichte über Fledermäuse zu schreiben! Ich fürchte mich schrecklich vor ihnen und vor dem Uhu auch! Der Wahrheit die Ehre – mein Ignatij Saweljitsch war doch kein Feigling, als er gegen den Türken ging, aber Mäuse und Ratten konnte er nicht leiden; das lag schon so in seiner Natur; alles, seit ihnen in der Moldau die Ratten das Leben verbittert hatten! Die Speisevorräte, die Ausrüstung – alles fraßen sie ihnen weg, mein Lieber. Manchmal schläft man in seinem Zelte, erzählte er, und da kommt so ein Vieh und reißt einen am Zopf. Ja, damals trug man noch Zöpfe, mein Bester, da war's nicht so wie jetzt, wo ihr aufgeplustert herumläuft, wie junge Hähne.«

Dascha scherzte über die Prophezeiung, Runewskij aber bemühte sich, die seltsamen Gedanken, die sich in seinem Hirn drängten, zu vertreiben. Es gelang ihm auch schließlich, sich zu überreden, daß der scheinbare Zusammenhang der eben gelesenen Verse mit den Worten Rybarenkos nichts anderes als ein Zufall war. Sie setzten das Spiel fort, während die Alten ihren Whist beendeten und sich von ihren Plätzen erhoben.

Zu seinem großen Verdruß gelang es Runewskij kein einziges Mal, Dascha unter vier Augen zu sprechen. Ihn quälte die Ungewißheit, er wußte, daß Dascha ihn als ihren Freund betrachtete, aber er war ihrer Liebe nicht sicher und wollte nicht um ihre Hand anhalten, ehe sie selbst es ihm gestattet hatte. Im Laufe des Abends schmatzte Telajew noch mehrere Male, wobei er Runewskij bedeutungsvoll ansah. Gegen 11

Ahr brachen die Gäste auf. Runewskij verabschiedete sich von der Wirtin, und Kleopatra Platonowna befahl einem Lakeien, dessen rote Nase seine Vorliebe für starke Getränke deutlich verriet, den Gast in die für ihn bestimmten Gemächer zu führen.

»In die grünen Stuben?« fragte der Jünger des Bacchus.

»Selbstverständlich in die grünen!« sagte Kleopatra Platonowna, »hast du denn vergessen, daß in den anderen kein Platz mehr ist?«

»Ja, ja«, brummte der Lakei, »in den anderen ist kein Platz! Aber seit Praskowja Andrejewna gestorben ist, hat dort niemand gewohnt.«

Dieses Gespräch erinnerte Runewskij an manche Märchen von alten Burgen, in denen Gespenster hausen sollen. In diesen Märchen wird meist ein Wanderer unterwegs von der nächtlichen Dunkelheit überrascht, erreicht ein einsames Wirtshaus und bittet um Obdach; aber der Wirt erwidert ihm, sein Haus sei schon voll von Reisenden; Dagegen könne er im Schloß dessen Türme dort aus dem dichten Wald ragen, ein ruhiges Nachtlager finden, wenn er kein ängstlicher Mann sei. Der Wanderer willigt ein, und die ganze Nacht lassen ihm die Gespenster keine Ruhe.

Überhaupt – schon als Runewskij das Haus der Sugrobina betrat, befiel ihn eine sonderbare Ahnung, als müsste ihm hier etwas Ungewöhnliches begegnen. Doch er führte das auf den Einfluß der Worte Rybarenkos und seine besondere Gemütsverfassung zurück.

»Nun, mir kann es gleich sein«, fuhr der Lakei fort, »soll's im grünen Zimmer sein, dann gehen wir eben ins grüne.«

»Na, na, nimm jetzt die Kerze und räsoniere nicht!«

Der Lakei nahm das Licht und führte Runewskij in den zweiten Stock.

Nachdem er einige Stufen emporgestiegen war, blieb er stehen und blickte zurück; als er sah, daß Kleopatra Platonowna fort war, begann er laut mit sich selbst zu reden.

»Räsoniere nicht! Ja, räsoniere ich denn? Was gehen mich ihre Stuben an? Hab ich im Vorzimmer nicht Platz genug? Räsonier nicht! Ja, wenn ich die Generalin wäre, würde ich sie natürlich nicht zuschließen, ich würde sie in allen vier Ecken mit Weihwasser besprengen lassen und

darin Gäste empfangen, oder selbst drin wohnen. Aber so! Wozu sind sie jetzt da? Was hat man von ihnen?«

»Was sind denn das für Zimmer?« fragte Runewskij.

»Was für Zimmer? Warten Sie, das will ich Ihnen gleich erklären. Das gnädige Fräulein Draskowja Andrejewna, seligen Angedenkens«, sagte er mit andächtiger Stimme, mitten auf der Treppe stehen bleibend und die Augen verdrehend, »Gott nehme sie gnädig auf in sein Himmelreich« . . .

»Später, später erzählst du es mir«, sagte Runewskij, »führe mich erst hinauf.«

Er trat in ein geräumiges Zimmer mit einem hohen Kamin, in dem man bereits Feuer gemacht hatte. Diese Vorsichtsmaßregel war weniger der Kälte wegen getroffen, als um die schwere dumpfige Luft zu reinigen und dem altertümlichen Raume ein wohnlicheres Aussehen zu geben. Runewskij fiel sofort ein Frauenbild auf, das über dem Sofa neben einer kleinen verschlossenen Tür hing. Es stellte ein Mädchen von etwa siebzehn Jahren dar in einem faltigen Kleid mit kurzen spitzenbesetzten Ärmeln, gepudert und mit einem Rosenstrauß an der Brust. Wäre nicht das altertümliche Kleid gewesen, Runewskij hätte es bestimmt für ein Bild Daschas gehalten. Hier waren alle ihre Züge, ihr Blick, ihr Ausdruck.

»Wen stellt das Bild dar?« fragte er den Lakei.

»Das ist ja das selige Fräulein Draskowja Andrejewna. Die Herrschaften sagen, sie wäre Darja Wassiljewna sehr ähnlich; aber, offen gestanden, finde ich hier gar keine große Ähnlichkeit. Diese da hat weißgepuderte Haare, Darja Wassiljewna dagegen ist dunkelblond. Auch kleidet Darja Wassiljewna sich nicht so altmodisch.«

Runewskij hielt es nicht für nötig, diese höchst logischen Betrachtungen seines Cicerone zu widerlegen. Er wollte aber gern erfahren, wer Praskowja Andrejewna war, und fragte den Diener nach ihr.

»Draskowja Andrejewna«, erwiderte dieser, »war die Tante der jetzigen Generalin. Sie war, sehen Sie mal, die Braut eines gewissen – na! wie hieß er doch? Hol ihn der Henker! Aus fremden Ländern war er gekommen, ein furchtbarer Geizhals! . . . Ich selbst habe ihn nicht gesehen, kenne ihn nur vom Hörensagen, hol ihn der Henker! Wissen Sie, er hat auch dieses Haus bauen lassen, unsere Herrschaften haben

erst später das ganze Grundstück gekauft. Für ihn und Praskowja Andrejewna hat man auch diese Zimmer eingerichtet, die wir die Grünen nennen, recht schön hat man alles gemacht, die Böden mit Teppichen bedeckt und Spiegel und Bilder an die Wände gehängt. Na, wie alles schön fertig war, da ist einen Tag vor der Hochzeit – denken Sie sich bloß – der Bräutigam plötzlich verschwunden. Praskowja Andrejewna hat ihm lange nachgetrauert und ist endlich vor Kummer gestorben. Und ihre Mutter, also die Großmutter unserer Generalin, hat das Haus den Erben abgekauft und die Zimmer ihrer Tochter auch ganz so gelassen, wie sie zu ihren Lebzeiten waren. In den anderen Stuben hat man die Einrichtung ein paarmal verändert und erneuert, diese aber wagte niemand anzurühren. So hat auch unsere Frau Generalin sie bis jetzt verschlossen gehalten, aber jetzt, wissen Sie, sind so viele Gäste auf einmal gekommen, daß für Euer Gnaden nirgends mehr Platz war.«

»Aber sagtest du nicht, daß du an Stelle der Generalin die Stuben mit Weihwasser würdest besprengen lassen?«

»Ja, Herr, das würde nicht schaden. An die sechzig Jahre ist kein Christenmensch mehr hineingekommen, da können sich doch leicht andere Bewohner eingenistet haben.«

Runewskij bat den rotnäsigen Lakeien, ihn jetzt zu verlassen. Aber dieser schien nicht geneigt, der Bitte Folge zu leisten. Er wollte immer noch erklären und erzählen.



»Sehen Sie«, sagte er, auf die verschlossene Tür neben dem Sofa zeigend, »hier ist noch eine ganze Reihe Zimmer, in denen nie jemand

gewohnt hat. Wenn man sie tapezieren und die alten Möbel herausbringen ließe, wären sie noch besser als die, wo die gnädige Frau jetzt wohnt. Ja, aber was wollen Sie, die Herrschaften kommen nicht drauf und unsereinen fragen sie nicht um Rat!«

Um ihn schneller loszuwerden, steckte Runewskij ihm einen Rubel in die Hand und sagte, daß er jetzt schlafen wolle und wünsche, allein zu bleiben.

»Danke alleruntertänigst«, antwortete der Diener, »ich wünsche Euer Gnaden eine gute Nacht. Wenn Sie, gnädiger Herr, etwas benötigen, so klingeln Sie nur bitte, und ich bin sofort da. Ihr Kammerdiener ist nicht von hier, der kennt das Haus nicht, aber ich finde mich Gott sei Dank auch im Dunkeln zurecht.«

Er entfernte sich und Runewskij hörte ihn noch im Fortgehen dem Kammerdiener vorpredigen, wieviel besser es wäre, wenn die Generalin die grünen Stuben nicht verschlossen hielte. Allein geblieben, bemerkte er eine Nische in der Wand und darin ein kostbares Bett mit schweren Vorhängen und einem hohen Baldachin; doch, entweder aus Ehrfurcht vor dem Andenken jener, für die es einst bestimmt gewesen war, oder weil man es für unheimlich hielt, hatte man ihm sein Bett auf dem Sofa neben der kleinen verschlossenen Tür bereitet. Runewskij warf noch einen Blick auf das Bild, das ihn so lebhaft an die Züge erinnerte, die in sein Herz eingegraben waren.

»Das«, dachte er, »ist ein Bild, das nach allen Regeln der Märchenwelt in der Nacht lebendig werden muß und mich in irgendeinen Keller führen, um mir seine unbegrabenen Gebeine zu zeigen!«

Doch die Ähnlichkeit mit Dascha gab seinen Gedanken eine andere Richtung. Als er das Licht gelöscht hatte, bemühte er sich, einzuschlafen, es gelang ihm aber nicht. Der Gedanke an Dascha ließ ihm keine Ruhe. Er warf sich lange von einer Seite auf die andere und fiel schließlich in eine Art Halbschlaf, in dem ihn wie durch einen Nebel die alte Generalin, Herr Rybarenko, der Ritter Ambrosius und Semjon Semjonowitsch Telajew umtanzten. Ein tiefer Seufzer, wie aus einer von unsäglicher Verzweiflung zusammengepreßten Brust, weckte ihn plötzlich. Er öffnete die Augen und erblickte beim Schein des Kaminfeuers, das noch nicht ganz erloschen war, Dascha neben sich. Ihr

Anblick wunderte ihn sehr, doch noch mehr überraschte ihn ihre Kleidung. Sie war ganz ebenso gekleidet wie das Bild der Draskowja Andrejewna; ein Rosenstrauß war an ihre Brust gesteckt und in der Hand hielt sie einen alten Fächer.

»Sind Sie es wirklich?« rief Runewskij. »Zu dieser Stunde und in diesem Gewande!«

»Mein Freund«, antwortete sie, »wenn ich Sie störe, gehe ich wieder weg.«

»Oh, bleiben Sie! Bleiben Sie!« entgegnete er, »sagen Sie, was führte Sie hierher und womit kann ich Ihnen dienen?«

Wiederum stöhnte sie und dieses Stöhnen war so unheimlich und ausdrucksvoll, daß es ihm einen Stich durchs Herz gab.

»Ach«, sagte sie, »mir bleibt wenig Zeit, mit Ihnen zu sprechen; bald muß ich dahin zurückkehren, woher ich gekommen bin; aber dort ist es so heiß!«

Sie sank auf den Sessel, der neben Runewskijs Ruhebett stand, und begann sich zu fächeln.

»Wo ist es heiß? Woher sind Sie gekommen?« fragte Runewskij.

»Fragen Sie mich nicht!« antwortete sie erbebend, »sprechen Sie nicht davon! Ich bin so froh, Sie zu sehen«, setzte sie lächelnd hinzu. »Bleiben Sie lange hier?«

»So lange wie möglich.«

»Und werden Sie immer hier übernachten?«

»Ich glaube, aber warum fragen Sie mich danach?«

»Weil ich mit Ihnen allein reden will. Jede Nacht komme ich hierher, aber Sie sehe ich hier zum ersten Male!«

»Kein Wunder, da ich erst heute hier angekommen bin.«

»Runewskij«, sagte sie nach kurzem Schweigen, »tun Sie mir einen Gefallen! Auf dem Wandbrett in der Ecke neben dem Sofa steht ein Kästchen, darin werden Sie einen goldenen Ring finden. Nehmen Sie ihn und verloben Sie sich noch morgen mit meinem Bilde.«

»Großer Gott!« rief Runewskij. »Was verlangen Sie von mir?!«

Zum dritten Male stöhnte sie noch jammervoller als zuvor.

»Am Gottes willen!« schrie er, außerstande sein Grauen zu bezwingen, »um Gottes willen, treiben Sie keinen Spott mit mir! Sagen Sie mir, was Sie hierher führte! Und warum tragen Sie diese Verkleidung? Haben Sie Erbarmen und vertrauen Sie mir Ihr Geheimnis an.«

Er ergriff ihre Hand – und fühlte mit Entsetzen, daß er die knöchernen Finger eines Skeletts umspannte.

»Dascha! Dascha!« schrie er außer sich, »was hat das zu bedeuten?«

»Ich bin nicht Dascha«, antwortete das Gespenst spöttisch, »weshalb hielten Sie mich für Dascha?«

Runewskij verlor fast die Besinnung. Doch in diesem Augenblick hörte er ein heftiges Klopfen an der Tür und der ihm schon bekannte Lakei trat mit einer Kerze in der Hand ein.

»Was wünschen Sie, Herr?« fragte er.

»Ich habe dich nicht gerufen.«

»Sie haben doch geklingelt. Die Schnur wackelt ja noch.«

Runewskij erblickte in der Tat eine Klingelschnur, die er anfangs gar nicht bemerkt hatte, und augenblicklich erklärte sich ihm die Ursache seines Schreckens. Was er für Dascha gehalten hatte, war das Bild der Draskowja Andrejewna, und als er ihre Hand ergreifen wollte, hatte er den harten Griff der Klingel erfaßt und geglaubt, die knöchernen Finger eines Skeletts zu berühren.

Aber hatte er nicht mit ihr gesprochen? Hatte sie ihm nicht geantwortet? Er war genötigt, im Stillen zuzugeben, daß seine Deutung nicht sehr befriedigend war. Schließlich erklärte er das eben Gesehene für einen jener Träume, die man mit dem Wort Alpdruck bezeichnet. Diese Träume setzen sich meist noch im Wachen fort und sind oft, doch nicht immer, von einem Druck auf die Brust begleitet. Ihr wesentlichster Zug ist ihre Klarheit und ihre vollkommene Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit.

Runewskij schickte den Lakei weg und wollte eben einschlafen, als der Diener plötzlich wieder in der Tür erschien. Die Feuerfarbe seiner Nase war einer tödlichen Blässe gewichen; er zitterte am ganzen Leibe.

»Was ist dir geschehen?« fragte Runewskij.

»Machen Sie mit mir, was Sie wollen«, antwortete er, »ich kann unmöglich hier übernachten und gehe auf keinen Fall wieder in meine Stube.«

»So sage doch, was in deiner Stube los ist.«

»Was los ist? Das Bild der seligen Draskowja Andrejewna sitzt drin!«

»Was redest du! Das ist dir so vorgekommen, weil du betrunken bist!«

»Mein, nein, Herr. Glauben Sie mir! Ich wollte eben eintreten, da sah ich sie drinnen sitzen! Gott steh mir bei! Sie hatte mir den Rücken zugekehrt, und ich wäre vor Schrecken gestorben, wenn sie sich umgesehen hätte. Aber zum Glück gelang es mir, leise hinauszuschleichen, und sie hat mich nicht bemerkt.«

In diesem Augenblick trat Runewskijs Diener ein.

»Alexander Andrejewitsch«, sagte er mit zitternder Stimme, »hier ist es nicht geheuer.«

Auf Runewskijs Frage fuhr er fort: »Wir hatten etwas geplaudert, Jakob Antipytsch und ich, und waren eben schlafen gegangen, als Jakob Antipytsch zu mir sagte: »Euer Herr klingelt.« Ich war schon im Einschlafen, und da Jakob Antipytsch etwas angesäuselt war, meinte ich, er hätte sich verhöhrt, drehte mich auf die andere Seite und schnarchte ein. Kaum war ich eingeschnarcht, so hörte ich ein Geräusch, wie wenn jemand auf hohen Absätzen geht. Ich öffnete die Augen, weiß aber wirklich nicht, ob ich was gesehen habe oder nicht; es überlief mich nur so kalt; da sprang ich auf und lief hinaus in den Korridor; und nun machen Sie, was Sie wollen – ich muß wo anders schlafen, meinethalben unten auf dem Hofe.«

Runewskij beschloß diesem Rätsel nachzugehen. Er zog seinen Schlafrock an, nahm das Licht in die Hand und ging nach der Stube, in der sich Praskowja Andrejewna befinden sollte. Die beiden Diener folgten ihm zitternd vor Angst. Vor der halboffenen Tür blieb Runewskij plötzlich stehen. Alle seine Kraft reichte kaum aus, um den Anblick zu ertragen, der sich seinem Auge bot.

Dasselbe Gespenst, das er in seinem Zimmer gesehen hatte, saß hier in einem altmodischen Lehnstuhl und schien in tiefes Nachdenken versunken. Die Gesichtszüge waren bleich und schön, denn es waren die Züge Daschas; doch es hob die Hand – und es war eine Knochenhand.

Das Gespenst betrachtete sie lange, schüttelte traurig den Kopf und seufzte. Dieser Seufzer schnitt Runewskij tief ins Herz.

Außer sich, riß er die Tür ganz auf und sah, daß das Zimmer leer war. Was er für ein Gespenst gehalten hatte, war nichts als eine bunte Livree, die über die Stuhllehne gehängt war und die man von weitem für eine sitzende Frau halten konnte. Runewskij begriff nicht, wie er sich so hatte täuschen können. Doch seine Begleiter wagten noch immer nicht, das Zimmer zu betreten.

»Erlauben Sie mir, etwas näher bei Ihnen zu schlafen«, sagte der Lakei, »es ist immerhin sicherer, und außerdem: wenn Sie mich brauchen, bin ich gleich bei der Hand. Rufen Sie nur ›Jakob!«

»Darf ich dann auch bei Jakob Antipytsch bleiben, denn sonst . . . «

Runewskij kehrte in sein Schlafzimmer zurück und die beiden Diener richteten sich vor der Tür im Korridor ein. Den Rest der Nacht verbrachte Runewskij ungestört; doch noch am anderen Morgen konnte er sein Erlebnis nicht vergessen.

So oft er auch von den grünen Stuben zu reden versuchte, immer fand die Generalin oder Kleopatra Platonowna ein Mittel, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Alles, was er erfahren konnte, war dasselbe, was er schon von Jakob gehört hatte: Die Tante der Sugrobina hatte, als sie noch sehr jung war, einen reichen Ausländer heiraten sollen, aber am Tage vor der Hochzeit war der Bräutigam verschwunden; die arme Braut wurde vor Kummer krank und starb bald darauf. Viele behaupteten damals sogar, daß sie sich vergiftet hätte. Die Zimmer, die für sie bestimmt waren, hatte man ganz in ihrem ursprünglichen Zustande gelassen und niemand hatte bisher gewagt, sie zu betreten. Als er seiner Verwunderung über die Ähnlichkeit des alten Bildes mit Dascha Ausdruck gab, sagte die Sugrobina:

»Das ist sehr einfach, mein Bester, Praskowja Andrejewna war ja meine Tante und ich bin Daschas Großmutter. Was ist denn Wunderbares dabei, daß sie sich ähnlich sind? Und daß Praskowja Andrejewna das Unglück passierte, ist auch gar nicht verwunderlich; hätte sie nur einen aus unseren Kreisen, einen Russen, genommen, so lebte sie vielleicht heute noch! Warum mußte sie sich in so einen hergelaufenen Vagabunden verlieben! Ja, ja, auch zu unserer Zeit

machten die Leute manchmal Dummheiten; aber nimm mirs nicht übel, mein Bester, dazumal waren die Leute doch klüger als heutzutage.«

Semjon Semjonowitsch Telajew sagte gar nichts, sondern bot Runewskij seine Tabaksdose und saugte und schnalzte abwechselnd. Im Laufe dieses Tages fand Runewskij endlich Gelegenheit, sich mit Dascha auszusprechen und offenbarte seine Liebe der alten Generalin. Sie war zuerst sehr erstaunt, doch schien sein Antrag ihr nicht zu mißfallen. Im Gegenteil, sie küßte ihn auf die Stirn und sagte, sie könne sich keinen besseren Bräutigam für ihre Enkelin wünschen.

»Und was Dascha anbetrifft«, setzte sie hinzu, »so habe ich längst bemerkt, daß du ihr gefällst. Ja, mein Lieber, ich bin zwar eine alte Frau, aber ich kenne euch junges Volk doch gut genug! Übrigens zu meiner Zeit wurden die Töchter nicht viel gefragt; wen der Vater oder die Mutter ausgewählt hatten, den nahmen sie auch, und wahrhaftig, damals waren die Ehen viel glücklicher! Ja, ja, und die Erziehung war auch anders, nicht schlechter als eure. Zu unseren Zeiten, mein Bester, hat man die Wissenschaften auch nicht verachtet, aber den dummen Mädchen setzte man nicht allerlei albernnes Zeug in den Kopf; darum waren sie auch bescheidener, als eure heutigen Grashüpfer. Siehst du, mein Lieber, ich selber kann kein Französisch, habe aber für Daschas Mutter doch eine Gouvernante gehalten, und Lehrer kamen auch ins Haus, und ein Tanzmeister war auch da. Alles hat sie gelernt, kann ich wohl sagen, und doch blieb sie ein bescheidenes und gehorsames Mädchen. Ich selbst habe meinen Ignatij Saweljtsch auch nur geheiratet, weil mein Vater es haben wollte, – und wie habe ich ihn später lieb gehabt! Wie hab' ich geweint, wenn er ins Feld mußte, aber was war zu machen? Manchmal wurde er ganz böse, wenn ich zu weinen anfang. Was heulst du denn so, Marfa Sergejewna? Dazu bin ich doch Offizier, um unserer Zarin in Ehren zu dienen! Ich kann doch nicht hinterm Ofen sitzen, wenn seine Erlaucht, der Graf Peter Alexandrowitsch sich mit den Türken schlägt. Komm' ich zurück, ist's gut; komme ich nicht zurück, so hab' ich wenigstens meine Pflicht getan als braver Soldat. Und was hatte er für eine schöne Uniform! Ganz hellgrün, mit Gold gestickt, der Kragen rot, die Stiefel spiegelblank! . . . Was red' ich Alte denn immer von der Vergangenheit? Du hast jetzt

doch keinen Sinn dafür, mein Lieber, keinen Sinn! Fahre nur nach Moskau und sprich mit Daschas Tante, Fedoßja Akimowna Sorina; Dascha hängt von ihr ab, sie ist ihre Vormünderin. Und sagt die Sorina ja, dann kommst du schon als Bräutigam her und wohnst bei uns. Du mußt doch deine künftige Großmutter näher kennenlernen!«

Die Alte redete noch lange, aber Runewskij hörte sie nicht mehr. Er sprang in seinen Wagen und jagte nach Moskau.

*

*

*

Es war schon spät, als Runewskij nach Hause kam, und er glaubte daher, seinen Besuch bei Daschas Tante auf den nächsten Tag verschieben zu müssen. Aber der Schlaf floh ihn und so benutzte er die helle Mondnacht zu einem Gang durch die Stadt, ohne jedes Ziel, nur um die Erregung seines Herzens etwas zu stillen. Die Straßen waren fast menschenleer, ab und zu nur hallte das Pflaster von den eiligen Schritten eines verspäteten Fußgängers oder vom schläfrigen Rasseln einer Droschke wieder. Bald verstummten auch diese letzten Geräusche und Runewskij blieb allein inmitten der dumpfen Stille der schlafenden Riesenstadt. Nachdem er die ganze Länge der Mochowaja durchschritten hatte, bog er in den Kremlgarten ab und wollte noch weiter gehen, als er auf einer der Bänke einen Mann erblickte, der in tiefen Gedanken dazusitzen schien. Als Runewskij der Bank näher gekommen war, hob der Unbekannte den Kopf, das Mondlicht fiel ihm gerade auf das Gesicht und Runewskij erkannte Rybarenko. Zu anderer Zeit wäre die Begegnung mit dem Geisteskranken Runewskij unangenehm gewesen, aber an diesem Abend hatte er unwillkürlich immer wieder an ihn denken müssen. Vergeblich suchte er sich einzureden, daß die Worte dieses Menschen nichts seien, als die Phantasien eines zerrütteten Gehirns; irgend etwas sagte ihm, daß Rybarenko vielleicht doch nicht ganz verrückt war, und daß er vielleicht nicht ohne Grund den gesunden Sinn seiner Reden in diese sonderbaren Formen kleidete, die jedem Uneingeweihten wild und zusammenhanglos scheinen mußten, die jedoch er, Runewskij, nicht mißachten durfte. Ihn quälte sogar das

Gewissen, daß er Dascha allein in einem Hause zurückgelassen hatte, wo ihr vielleicht Gefahr drohte.

Als Rybarenko ihn erblickte, stand er auf und bot ihm die Hand.

»Wir haben, wie es scheint, denselben Geschmack!« sagte er lächelnd.
»Um so besser; setzen Sie sich zu mir und plaudern wir ein bisschen.«

Runewskij setzte sich schweigend auf die Bank und eine Zeit lang saßen die beiden da, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich brach Rybarenko das Schweigen.

»Gestehen Sie«, sagte er, »als wir uns auf dem Ball kennen lernten, hielten Sie mich für verrückt!«

»Ich kann Ihnen nicht verhehlen«, antwortete Runewskij, »daß Sie mir sehr sonderbar vorkamen. Ihre Worte, Ihre Bemerkungen . . . «

»Ja, ja; ich glaube wohl, daß ich Ihnen sonderbar vorgekommen bin. Mich ärgerten diese verfluchten Vampire. Übrigens war es auch zum Tollwerden, ich habe noch nie eine ähnliche Unverschämtheit gesehen. Haben Sie später noch einen von ihnen getroffen?«

»Ich war im Hause der Generalin Sugrobina und habe dort die Leute gesehen, die Sie Vampire nennen.«

»Im Hause der Sugrobina?« wiederholte Rybarenko, »sagen Sie einmal, ist auch ihre Enkelin jetzt dort?«

»Sie ist bei der Großmutter; ich habe sie vor kurzem gesehen.«

»Wie, und sie lebt noch?«

»Natürlich lebt sie! Nichts für ungut, verehrter Freund, aber mir scheint, Sie haben die arme Generalin unnütz schlecht gemacht. Sie ist eine herzensgute Alte und liebt ihre Enkelin aufrichtig.«

Rybarenko hörte anscheinend Runewskijs letzte Worte gar nicht. Er legte den Zeigefinger an die Lippen mit der Miene eines Menschen, der sich verrechnet hat.

»Merkwürdig«, sagte er endlich, »sonst pflegen die Vampire nicht so lange zu warten. Ist Telajew auch da?«

»Jawohl.«

»Das wundert mich noch mehr. Telajew gehört zu der aller ärgsten Art von Vampiren, er ist noch viel blutgieriger als die Sugrobina. Aber das wird nicht mehr lange so weiter gehen, und wenn Sie wirklich Anteil

an dem armen Mädchen nehmen, so treffen Sie Ihre Maßregeln möglichst schnell.«

»Sagen Sie, was Sie wollen«, antwortete Runewskij, »ich kann unmöglich glauben, daß Sie es ernst meinen. Weder die alte Generalin noch Telajew scheinen mir Vampire zu sein.«

»Was?« entgegnete Rybarenko, »ist Ihnen wirklich nichts Sonderbares an den beiden aufgefallen? Haben Sie nicht gehört, wie Semjon Semjonowitsch schnalzt?«

»Das habe ich allerdings, aber meiner Meinung nach ist das noch nicht Grund genug, einen Menschen in ehrwürdigem Alter zu beschuldigen, der 45 Jahre lang seinen Dienst treu und untadelhaft verrichtet hat und allgemeines Ansehen genießt!«

»Oh, wie wenig Sie Telajew kennen! Aber gesetzt den Fall, daß er ohne allen Grund schmatzt, ist Ihnen bei der Generalin nichts aufgefallen? Haben Sie tatsächlich, als Sie dort im Hause übernachteten, keinen Schauer empfunden, nichts von jenem krampfartigen Grauen, das uns mahnt, daß wir uns in der Nähe von Wesen befinden, die uns antipathisch sind und einer anderen Welt angehören?«

»Ich kann allerdings nicht leugnen, daß ich ähnliche Empfindungen gehabt habe; ich schrieb es meiner erregten Phantasie zu und glaube, mir hätte das Gleiche in jedem anderen Hause ebensogut zustoßen können wie bei der Sugrobina. Außerdem stehen Charakter und Benehmen der Generalin in solchem Widerspruch zu der ganzen Einrichtung und Bauart ihres Hauses, daß dieser Almstand ohne Zweifel die Gemütsstimmung ihrer Besucher sehr stark beeinflußt.«

Rybarenko lächelte.

»Haben Sie die Bauart ihres Hauses beachtet?« sagte er, »welch eine prachtvolle Front! Ganz in italienischem Geschmack! Aber seien Sie überzeugt, daß nicht bloß die Bauart auf Sie gewirkt hat. Hören Sie«, fuhr er erregter fort, indem er Runewskijs Hand ergriff, »seien Sie aufrichtig und sagen Sie mir als Freund: ist Ihnen wirklich nichts Besonderes in dem Landhaus der Sugrobina begegnet?«

Runewskij gedachte der grünen Zimmer und da Rybarenko ihm ein unwillkürliches Zutrauen einflößte, so hielt er es für unnötig, ihm

irgend etwas zu verschweigen. Er erzählte ihm alles, was er erlebt hatte. Rybarenko hörte aufmerksam zu und sagte, als er geendet hatte:

»Mit Anrecht schreiben Sie das Ihrer Phantasie zu, was sich wirklich ereignet hat. Die Geschichte der seligen Praskowja Andrejewna ist mir bekannt. Wenn Sie wollen, erzähle ich sie Ihnen einmal; die interessantesten Details könnte Ihnen übrigens Kleopatra Platonowna mitteilen, wenn sie bloß wollte. Aber reden Sie um Gottes willen nicht leichtsinnig über Ihr Erlebnis; es hat mehr Ähnlichkeit und mehr Zusammenhang mit einem Ereignis aus meinem Leben, als Sie jetzt ahnen können, und ich muß Ihnen dieses erzählen, um Sie zu warnen.«

Rybarenko schwieg eine Weile, wie um seine Gedanken zu sammeln, und begann darauf, an die Linde gelehnt, vor der ihre Bank stand:

* *

*

»Vor drei Jahren unternahm ich eine Reise nach Italien, um meine zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen, vor allem, um mich mit Traubensaft zu heilen. Als ich in Como anlangte, an dem bekannten See, wohin man gewöhnlich die Kranken zu einer der artigen Kur schickt, hörte ich, daß sich auf der Piazza Volta ein Haus befinde, das seit hundert Jahren unbewohnt und unter dem Namen ›Das Teufelshaus‹ (la casa del diavolo) bekannt sei. Fast jeden Tag, wenn ich aus meiner Wohnung im Vorort Borgo Vico nach dem Albergo dell'Angelo ging, um einen Freund zu besuchen, war ich an diesem Hause vorbeigekommen, aber da ich nichts von ihm wußte, hatte ich es nie beachtet. Nun, da ich seinen merkwürdigen Namen und einige noch merkwürdigere, mit einander ganz und gar nicht übereinstimmende Sagen gehört hatte, ging ich absichtlich nach der Piazza Volta und begann das Gebäude aufmerksam zu betrachten. Sein Äußeres ließ nichts Ungewöhnliches ahnen; die Fenster des unteren Stockwerks waren mit dicken Eisengittern versperrt, die Läden überall geschlossen, die Wände mit Kirchenzetteln beklebt, das Tor verriegelt und schrecklich beschmutzt. In der Nähe befand sich ein Barbierladen, und mir kam der Gedanke, dort einzutreten und zu fragen, ob man nicht das Innere des Teufelshauses besichtigen könne. Als ich herein kam, sah ich einen

Abbate breitspurig dasitzen, ein schmutziges Handtuch um den Hals. Der dicke Barbier mit den aufgekrempten Ärmeln seifte ihm eifrig und geschickt das Kinn und fuhr ihm in der Hitze des Gefechts öfters über Nase und Ohren, was der Geistliche jedoch mit großer Geduld ertrug. Auf meine Frage antwortete der Barbier, das Haus wäre immer verschlossen und der Besitzer würde es schwerlich für einen Fremden öffnen lassen. Ich weiß nicht, warum – der Barbier hielt mich für einen Engländer und erklärte mir, seine Worte mit erläuternden Gesten unterstützend, sehr beredt, es hätten schon mehrere meiner Landsleute sich um die Erlaubnis zum Betreten des Hauses bemüht, aber alle Mühe wäre vergeblich gewesen, denn Don Dietro d'Argina hätte ihnen stets schroff geantwortet, sein Haus sei keine Schenke und keine Bildergalerie. Während der Barbier sprach, hörte der Abbate ihm aufmerksam zu, und ich bemerkte mehrmals, wie unter der dicken Schicht Seifenschaum ein seltsames Lächeln auf seinen Lippen spielte. Als der Barbier seine Arbeit beendet und ihm das Kinn mit dem Handtuch abgewischt hatte, erhob er sich und wir verließen zusammen den Laden.«

»Ich kann Sie versichern, Signore«, sagte er zu mir, »daß Sie sich unnütz bemühen; das Teufelshaus ist Ihrer Aufmerksamkeit durchaus nicht wert. Es ist ein vollkommen leeres Gebäude und alles, was Sie vielleicht darüber gehört haben, ist nichts als eine Erfindung des Don Pietro.«

»Aber ich bitte Sie«, erwiderte ich, »warum sollte wohl ein Besitzer sein eigenes Haus schlecht machen, wenn er es bei dem starken Fremdenverkehr doch leicht vermieten und große Einnahmen erzielen könnte?«

»Dafür hat er mehr Gründe, als Sie denken«, antwortete der Abbate.

»Wie«, fragte ich verwundert und dachte an die bekannte Anekdote von Turenne, »er macht doch nicht falsches Geld?«

»Nein«, erwiderte der Abbate, »Don Pietro ist ein großer Sonderling, aber ein ehrlicher Mensch. Man sagt ihm nach, daß er mit unverzollten Waren handelt, und sogar mit dem bekannten Schmuggler Titta Canelli verkehrt, doch ich glaube es nicht.«

»Wer ist dieser Titta Canelli?« fragte ich.



»Titta Canelli war Fährmann auf unserm See; aber eines Tages geriet er auf dem Markt mit einem Kameraden in Streit und erschlug ihn auf der Stelle. Nach diesem Verbrechen floh er in die Berge und wurde der

Anführer einer Schmugglerbande. Die Waren, die er aus der Schweiz hereinbringt, soll er in einer Villa des Don Pietro aufbewahren; man sagt auch, daß er außer den Waren dort große Geldsummen liegen hat, die er keineswegs durch Handel verdient hat; aber ich wiederhole Ihnen, ich glaube diesen Gerüchten nicht.«

»Sagen Sie doch um Himmels willen, was für ein Mensch ist dieser Don Pietro und was bedeutet diese ganze Geschichte vom Teufelshaus?«

»Sie bedeutet, daß Don Pietro, um eine Geschichte zu verbergen, die sich in seiner Familie ereignete, und die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Tatort abzulenken, über sein Stadthaus eine Menge Gerüchte ausgesprengt hat, von denen eines immer dümmere ist als das andere. Das Volk stürzte sich gierig auf diese Neuigkeiten und vergaß das Abenteuer, das ihnen als Ausgangspunkt gedient hatte. Sie müssen wissen, daß der Besitzer des Teufelshauses reichlich achtzig Jahre zählt. Sein Vater, der ebenfalls Don Pietro d'Argina hieß, erfreute sich keiner großen Beliebtheit bei seinen Mitbürgern. In Jahren der Mißernte, wenn die Hälfte der Einwohner verhungerte, verkaufte er die Massen von Korn, die er bei sich aufgespeichert hatte, trotz seines großen Reichtums zu außergewöhnlich hohen Preisen. In einem dieser Hungerjahre unternahm er, ich weiß nicht weshalb, eine Reise in Ihr Vaterland. Ich habe längst bemerkt«, fuhr der Abbate fort, »daß Sie kein Engländer, sondern ein Russe sind, obwohl mein Barbier, Signore Fenardi, vom Gegenteil überzeugt ist. In einem der unglücklichsten Jahre also begab sich Don Pietro nach Rußland, nachdem er die Leitung seiner Geschäfte seinem Sohne, dem jetzigen Don Pietro, anvertraut hatte. Indessen wurde es Frühling, neue Ernten versprochen ein reicheres Jahr und die Getreidepreise gingen stark herunter. Es kam der Herbst, die Erntezeit ging zu Ende und das Getreide verlor vollständig seinen Wert. Don Pietros Sohn, dem der Vater vor seiner Abreise strenge Verhaltensmaßregeln gegeben hatte, verlangte so hohe Preise, daß er anfangs sehr wenig Getreide los wurde, dann zahlte man überhaupt nicht mehr die Preise, die sein Vater festgesetzt hatte, und endlich kam niemand mehr zu ihm. In unserm Lande ist eine Mißernte Gott sei Dank etwas Seltenes, und so wurde der große Gewinn, auf den der alte Argina gehofft, zu Wasser. Der Sohn schrieb ihm mehrere Male, doch die Preise

sanken so schnell, daß ihm keine Zeit blieb, die Erlaubnis des Vaters zur Herabsetzung des Preises zu erhalten. Viele behaupten, Don Pietro wäre grenzenlos geizig gewesen; doch ich glaube eher, daß er ein großer Bösewicht und ein ebensolcher Sonderling war, wie jetzt sein Sohn . . . Die Briefe dieses Letzteren veranlaßten ihn, Rußland in größter Eile zu verlassen und nach Como zurückzukehren. Wenn Don Pietro so geizig gewesen wäre, wie man behauptet, so hätte er das Getreide entweder zum landläufigen Preise verkauft oder es in seinen Speichern gelassen, jedoch er verbreitete in der Stadt das Gerücht, er wolle es an die Armen verteilen, und befahl statt dessen, die sämtlichen Vorräte in den See zu werfen. Als am bestimmten Tage das arme Volk sich vor seinem Haus versammelte, rief er aus einem Fenster der Menge zu, sein Getreide sei auf dem Grunde des Sees, und wer tauchen könne, möge es sich holen. Diese Tat ließ ihn in den Augen der Bewohner Comos noch tiefer sinken und man gab ihm den Beinamen ›Der Böse‹ – *il cattivo*.«

»In der Stadt ging schon lange das Gerücht um, daß er seine Seele dem Teufel verschrieben habe, und daß der Teufel ihm eine Steintafel mit Zauberzeichen gegeben habe, die ihm alle irdischen Genüsse verschaffen solle, bis sie von jemand zerschlagen würde. Mit der Zerstörung ihrer Zauberkraft erhielt der Teufel nach der Abmachung die Seele des Don Pietro.«

»Damals wohnte Don Pietro in einem Hause außerhalb der Stadt nicht weit von der Villa d'Este. Eines Morgens stand der Prior des Klosters St. Sebastian am Fenster und blickte auf die Straße hinaus, da sah er einen Mann auf einem schwarzen Pferde, der vor dem Fenster anhielt und sagte: »Wisse, daß ich der Teufel bin und zu Don Pietro d'Argina reite, um ihn in die Hölle zu holen. Erzähle das den Klosterbrüdern.« Nach einiger Zeit sah der Prior denselben Menschen mit Don Pietro zurückkommen, der quer über dem Sattel lag. Er sprengte in vollem Salopp und hatte das Opfer mit seinem schwarzen Mantel zu gedeckt. Der starke Wind blies aber den Mantel auseinander, und der Prior bemerkte, daß der Alte in Schlafrock und Nachtmütze war: der Teufel, der unverhofft gekommen war, hatte ihn im Bette vorgefunden und ihm nicht Zeit gelassen, sich anzukleiden.«

»So berichtet die Sage. Tatsache ist, daß Don Pietro bald nach seiner Rückkehr aus Rußland spurlos verschwand. Um dem peinlichen Gerede ein Ende zu machen, erklärte der Sohn, sein Vater wäre plötzlich gestorben und ließ pro forma einen leeren Sarg begraben. Als er nach dem Begräbnis in das Schlafzimmer seines Vaters kam, erblickte er an der Wand ein Freskobild, daß er noch nie gesehen hatte. Es stellte eine Gitarre spielende Frau dar. Trotz der großen Schönheit ihres Gesichtes hatten ihre Augen einen so unangenehmen, ja schauerlichen Ausdruck, das er sofort befahl, das Bild zu übermalen. Kurze Zeit darauf erschien dasselbe Bild an einer anderen Stelle, wiederum wurde es übermalt. Doch es vergingen keine zwei Tage, als es wieder dort erschien, wo es zum ersten Male gewesen war. Der junge Argina war so entsetzt, daß er seine Villa für immer aufgab und Fenster und Türen mit Brettern vernageln ließ. Seitdem haben die Schiffer, die nachts an der Villa vorbeifuhren, mehrere Male drinnen den Klang einer Gitarre und zwei singende Stimmen gehört. Die eine gehörte dem alten Don Pietro, die andere einer unbekannten Person, doch klang sie so schauerlich, daß die Schiffer nicht lange unter den Fenstern des Hauses verweilten.«

»Sie sehen, Signore«, fuhr der Abbate fort, »daß zwar manches Ungewöhnliche in der Geschichte des Don Pietro enthalten ist; es bezieht sich aber alles auf sein Landhaus am See, nahe der Villa d'Este, jenseits des Capriccio, und nicht auf das Gebäude, welches Sie sehen wollten.«

»Sagen Sie«, fragte ich, »hört man in der Villa des Don Pietro noch immer die Stimmen und den Klang der Gitarre?«

»Ich weiß nicht«, antwortete der Abbate, »doch wenn Sie das so interessiert«, setzte er lächelnd hinzu, »wer kann Sie hindern, bei Anbruch der Dunkelheit sich unter die Fenster der Villa zu stellen, oder, was noch besser ist, eine Nacht in ihr zuzubringen.«

Das eben hatte ich gewollt.

»Aber wie kommt man hinein?« fragte ich, »Sie sagten doch, der Sohn des Don Pietro habe die Türen und Fenster mit Brettern vernageln lassen.«

Der Abbate überlegte.

»Das ist wahr«, sagte er endlich, »doch wenn ich mich nicht irre, so ist es möglich, auf den Felsvorsprung, an den sich das Haus lehnt, zu klettern und von da durch eine Bodenluke, die nicht zugenagelt ist, hineinzukommen.«

Während wir so sprachen, hatten wir, ohne es selbst zu merken, die ganze Länge des Borgo Vico durchschritten und befanden uns auf der Landstraße, die den See entlang zur Villa d'Este führt. Der Abbate blieb vor einem Palazzo stehen, dessen Front nach den Zeichnungen des berühmten Palladio gebaut schien. Die großartige Schönheit des Gebäudes verblüffte mich und ich konnte nicht begreifen, wie ich trotz meines langen Aufenthaltes in Como noch nie von einem so prachtvollen Gebäude gehört hatte.

»Das ist die Villa des Don Pietro«, sagte der Abbate, »hier ist der Felsvorsprung und hier die Luke, durch die Sie hinein klettern können, wenn es Ihnen beliebt.«

In der Stimme des Abbate klang etwas wie versteckter Spott und es war mir, als zweifelte er an meiner Kühnheit. Doch ich war fest entschlossen, dem Geheimnis, das meine Neugierde in so hohem Grade erregt hatte, auf den Grund zu kommen, koste es, was es wolle.

An diesem Tage litt es mich nicht zu Hause. Ich trieb mich zweck- und ziellos in der Stadt umher, ging in den gotischen Dom und betrachtete ohne Genuß die herrlichen Bilder des Bernardino Luini. Ich stolperte über Körbe mit Feigen und Trauben und warf einmal sogar ein ganzes Brett mit heißen Kastanien um. Sie müssen wissen, daß man in Como die Kastanien auf der Straße brät; diese Sitte ist auch in anderen Städten Italiens verbreitet, doch noch nirgends sah ich je soviel Öfchen und Bratpfannen wie dort. Die gutmütigen Lombarden zürnten mir nicht im geringsten, sondern lachten nur herzlich und über schütteten mich sogar mit Danksagungen, als ich ihnen zur Entschädigung für den Verlust einige Zwanziger zuwarf.

Abends war eine Zusammenkunft in der Villa Sallazar. Ein großer Teil der Gesellschaft bestand aus Russen, die übrigen waren österreichische Offiziere oder Italiener, die aus Mailand gekommen waren, um die herrliche Almgegend Comos zu besuchen.

Als ich meine Absicht erwähnte, die nächste Nacht in der Villa Argina zuzubringen, lachte man mich zuerst aus, dann fand man meine Idee originell und schließlich erklärten sich viele bereit, die Gefahren meines Unternehmens zu teilen. Bemerkenswert war, daß nicht nur ich, sondern auch keiner von den Mailändern etwas von der Existenz dieser Villa gewußt hatte.

»Ich bitte sehr, meine Herrschaften«, sagte ich, »wenn wir alle dort übernachten, verliert unsere Expedition ihren ganzen Reiz, und ich bin überzeugt, daß der Teufel keine Lust haben wird, in Gegenwart so vieler Musikkennner zu singen; aber ich erkläre mich bereit, zwei Genossen mitzunehmen, die das Los bestimmen soll.«

Mein Vorschlag wurde angenommen und das Los traf zwei meiner Freunde, einen Russen namens Wladimir, und einen Italiener, Antonio. Wladimir war mir ein lieber Freund und Jugendgespieler. Er war gleich mir nach Como zu einer Traubenkur gekommen und wollte nach Beendigung der Kur mit mir nach Florenz gehen, um dort den Winter zu verbringen. Antonio war unser gemeinsamer Freund und obgleich wir erst in Como mit ihm bekannt geworden waren, waren unsere Anschauungen und überhaupt unsere Charaktere so ähnlich, daß wir uns unwillkürlich näher kamen. Wir hatten geschworen, uns ewig zu lieben und uns bis zum Tode nicht zu vergessen. Antonio hat seinen Schwur bereits erfüllt.

Doch ich gebe mich unnütz traurigen Erinnerungen hin und erwähne vorzeitig den tragischen Ausgang unseres unbesonnenen Streiches.

Mein lieber Freund! Sie sind jung und haben einen leidenschaftlichen Charakter. Hören Sie auf einen Menschen, der erfahren hat, was es heißt, über Dinge spotten, die man nicht versteht und die Gott sei Dank durch einen dunklen undurchdringlichen Vorhang von uns getrennt sind. Wehe dem, der es wagt, diesen Vorhang zu lüften. Entsetzen, Verzweiflung, Wahnsinn werden die Folgen seiner unseligen Neugierde sein. Ja, mein Freund, auch ich bin jung, doch meine Haare sind ergraut, meine Augen liegen tief in den Höhlen, in der Blüte meiner Jahre bin ich zum Greise geworden. Ich habe einen Zipfel des Schleiers gelüftet und in die geheimnisvolle Welt geschaut. Ich habe einst, wie Sie an nichts von alledem geglaubt, was die Menschen übernatürlich nennen; doch

trotzdem tönten in meiner Brust seltsame Stimmen, die dieser Überzeugung widersprachen. Ich liebte es, auf sie zu hören; denn mir gefiel der Gegensatz jener Welt, die sich mir damals auftat, zu der kalten Prosa der wirklichen Welt. Doch ich betrachtete die Bilder, die sich vor mir aufrollten, wie der Zuschauer ein fesselndes Drama. Das natürliche Spiel der Darsteller reißt ihn hin, allein er weiß, daß die Kulissen aus Papier sind, und daß der Held, wenn er die Bühne verlassen hat, den Helm ablegt und die Schlafmütze aufsetzt. Als ich mir vorgenommen hatte, in der Villa Argina zu übernachten, erwartete ich daher keinerlei Abenteuer, sondern wollte nur das Gefühl des Wunderbaren in mir wachrufen, das ich so leidenschaftlich suchte. Oh, wie bitter hatte ich mich getäuscht! Doch wenn mein Unglück einem anderen zur Lehre dienen kann, so soll es mir ein Trost sein und mein Aufenthalt in der Villa Don Pietros hat wenigstens einigen Nutzen gebracht.

Am folgenden Tage war ich mit Wladimir und Antonio bereits bei Anbruch der Dämmerung auf dem Wege zu unserem unheimlichen Nachtlager im geheimnisvollen Palazzo. Die geringsten Einzelheiten jenes Abends haben sich in mein Gedächtnis eingeprägt, und obwohl drei Jahre seitdem vergangen sind, entsinne ich mich noch aller Einzelheiten unseres Gespräches und unserer leichtfertigen Scherze, die wir so bald bereuen mußten, als hätte sich das alles erst gestern Abend ereignet.

Als wir an der Villa Remondi vorbeigingen, blieb Antonio stehen. Im rechten Flügel hörte man einige Frauenstimmen ein lustiges Lied singen. Die Melodie dieses Liedes klingt mir noch heute in den Ohren.

»Wollen wir etwas stehen bleiben«, sagte Antonio, »es ist noch früh, wir kommen immer noch zeitig genug hin.«

Bei diesen Worten wollte er sich dem Fenster nähern, um besser hören zu können, doch als er sich vorwärtsbeugte, stolperte er über einen Stein, fiel zu Boden und zerschlug das Fenster mit dem Kopfe. Auf das Geräusch, das sein Fall verursacht hatte, kam ein junges Mädchen mit einer Kerze in der Hand herausgelaufen. Es war die Tochter des Türhüters in der Villa Remondi. Antonios Gesicht war mit Blut bedeckt. Das Mädchen schien sehr erschrocken. Es lief aufgeregt umher, brachte

schließlich eine Schüssel mit Wasser, wusch ihm das Gesicht und rief dabei unaufhörlich: »O, Dio! poverino! maladetta strada!«

»Das ist ein schlechtes Vorzeichen«, sagte Antonio lächelnd, sobald er sich von seinem Sturze erholt hatte.

»Ja«, sagte ich, »wäre es nicht besser umzukehren und unseren Streich etwas aufzuschieben?«

»Oh, bewahre!« entgegnete Antonio, »das ist wirklich die Aufregung nicht wert, ich will nicht, daß ihr mich später verspottet und glaubt, wir Südländer wären empfindlicher als ihr Russen.«

Wir gingen weiter. Aach etwa zehn Minuten kam uns das Mädchen aus der Villa Remondi nachgelaufen. Sie wendete sich auch jetzt wieder an Antonio und sprach lange halblaut mit ihm. Ich merkte, daß sie mit Mühe die Tränen zurückhielt.

»Was wollte sie von dir?« fragte ihn Wladimir, als das Mädchen sich entfernt hatte.

»Die arme Pepina«, antwortete Antonio, »bittet mich, ich solle bei meinem Vater die Begnadigung ihres Bruders auswirken. Sie sagt, sie sei schon einige Male bei mir gewesen, hätte mich aber nie angetroffen.«

»Wer ist denn ihr Bruder?« fragte ich.

»Irgendein Schmuggler, namens Titta.«

»Und der Familienname dieses Mädchens?«

»Canelli. Aber warum fragst du?«

»Titta Canelli!« rief ich aus und entsann mich der Erzählung des Abbate von dem alten Argina.

Dieser Zwischenfall wirkte sehr unangenehm auf mich. Alles, was ich anfangs für Erfindungen, Phantasien oder Schwindeleien irgendwelcher Gauner gehalten hatte, gestaltete sich jetzt in meiner Einbildung zu schrecklicher Wirklichkeit, und ich wäre sicher umgekehrt, wenn ich mich nicht geschämt hätte. Ich sagte meinen Freunden, daß ich schon früher von Titta Canelli gehört hätte, und wir gingen weiter. Bald zeigte sich seitab vom Wege das Licht einer Ampel. Sie beleuchtete eine jener Kapellen, deren es so viele in Norditalien gibt und die als Aufbewahrungsstätten menschlicher Gebeine dienen. Ich hatte stets einen Abscheu gegen diese Art von Kapellen, in denen die traurigen

Überreste der Hingeschiedenen wie zum Spott in symmetrischer Anordnung nach allen möglichen Mustern ausgelegt und ausgehängt sind. Doch an diesem Abend packte mich ein unwillkürliches Grauen, als ich im Vorbeigehen durch das Eisengitter blickte. Ich sagte jedoch nichts und wir kamen schweigend bei der Villa Argina an. Es war sehr leicht, auf den Felsvorsprung und von da mit Hilfe eines Strickes in die Luke zu gelangen. Dort zündeten wir eine der von uns mitgebrachten Kerzen an und entdeckten bei ihrem Lichte einen Durchgang vom Dachboden in den ersten Stock; hier fanden wir uns in einem großen, altmodisch eingerichteten Saal. Einige Bilder, die Szenen aus der Mythologie darstellten, hingen an den Wänden, die Möbel waren mit Seidenstoff überzogen und der Boden mit verschiedenfarbigem Marmor ausgelegt. Wir durchschritten fünf oder sechs ähnliche Gemächer; in einem von ihnen erblickten wir eine kleine Treppe. Wir stiegen hinab und gelangten in ein Zimmer mit einem altertümlichen Bett unter einem vergoldeten Baldachin. Auf dem Tische neben dem Bette lag eine Gitarre, auf dem Boden die Splitter einer Steinplatte. Ich hob einen solchen Splitter auf und erblickte auf ihm merkwürdige unverständliche Zeichen.



»Das muß das Schlafzimmer des alten Don Pietro sein«, sagte Antonio und näherte sich mit der Kerze der Wand, »hier ist das Bild, von dem dir der Abbate erzählt hat.«

Tatsächlich zeigte sich an der Wand, zwischen der Tür nach der schmalen Treppe und dem Bett, ein Freskogemälde, das eine ungewöhnlich schöne Frau darstellte, die auf einer Gitarre spielte.

»Wie ähnlich sie der Pepina ist«, sagte Wladimir, »ich würde es für ihr Bild halten!«

»Ja«, antwortete Antonio, »die Gesichtszüge sind ziemlich ähnlich, aber Pepina hat einen ganz anderen Ausdruck. In diesen Augen ist etwas Tierisches trotz ihrer Schönheit. Sieh nur, wie sie auf das leere Bett schielt; weißt du, bei ihrem Anblick wird es mir ganz schauerlich.«

Ich sagte nichts, aber ich teilte Antonios Empfindungen vollkommen.

Das Zimmer nebenan war ein großer runder Saal mit Säulen, die angrenzenden Räume waren sämtlich prachtvoll ausgestattet und mit Gobelins bespannt, fast wie im Hause der Sugrobina, nur viel reicher. Überall glänzten große Spiegel, Marmortische, goldene Leisten und kostbare Stoffe. Die Gobelins stellten Szenen aus der Mythologie und dem Orlando des Ariost dar. Da saß Paris, zweifelnd, welcher der drei Göttinnen er den goldenen Apfel reichen sollte, und dort umarmten sich Angelica und Medor unter einem schattigen Baum, ohne den grimmen Ritter zu bemerken, der aus den Büschen auf sie lauerte.

Während wir die alten Gewebe betrachteten, die sich beim flackernden Kerzenschein zu beleben schienen, war der Rest des Zimmers in Dunkel gehüllt, und als ich zufällig den Kopf hob, schienen die Figuren an der Decke sich zu bewegen; ihre phantastischen Formen lösten sich vom Hintergrund und verschwanden in der Tiefe des Saales, mit der Finsternis verschmelzend.

»Ich denke, wir können jetzt schlafen gehen«, sagte Wladimir, »aber damit alles seine Ordnung hat, schlage ich vor: wir legen uns in drei verschiedenen Zimmern nieder und erzählen einander morgen, was uns im Laufe der Nacht begegnet ist.«

»Wir stimmten zu. Mir, als dem Anführer der Expedition, überließ man das Schlafzimmer Don Pietros; Wladimir und Antonio richteten sich in zwei entfernter gelegenen Zimmern ein, und bald herrschte im ganzen Hause tiefe Stille.«

Hier hielt Herr Rybarenko inne und sagte zu Runewskij:

»Ich ermüde Sie vielleicht mit meiner Erzählung, lieber Freund, es ist schon spät und Sie wollen schlafen gehen?«

»Durchaus nicht«, erwiderte Runewskij, »ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie Ihre Erzählung fortsetzen wollten.«

Rybarenko schwieg eine Weile und fuhr dann folgendermaßen fort:

»Allein geblieben, kleidete ich mich aus, untersuchte meine Pistolen, legte mich in das altertümliche Himmelbett unter die seidene Decke und wollte eben das Licht auslöschen, als die Tür sich leise öffnete und Wladimir eintrat. Er stellte sein Licht auf eine kleine Kommode am Bett, trat dicht zu mir heran und sagte:«

»Ich habe den ganzen Tag keine Zeit gefunden, mit dir über meine Angelegenheiten zu reden. Antonio schläft schon; wir können etwas plaudern und dann will ich weiter auf ein Abenteuer warten. Ich sagte dir noch nicht, daß ich einen Brief von meiner Mutter erhalten habe. Sie schreibt, daß wichtige Umstände meine Anwesenheit in Rußland unbedingt erfordern. Daher glaube ich kaum, daß ich den Winter mit dir in Florenz werde zu bringen können.«

Diese Nachricht betrückte mich sehr. Wladimir schien auch traurig zu sein. Er setzte sich zu mir aufs Bett, las mir den Brief vor, und wir sprachen lange von seinen Familienangelegenheiten und unseren gemeinsamen Plänen. Während er sprach, beunruhigte mich mehrmals etwas Sonderbares in seinem Wesen, doch ich konnte mir keine Rechenschaft geben, worin es eigentlich bestand. Endlich stand er auf und sagte mit gerührter Stimme:



»Mich quält ein Vorgefühl; wer weiß, ob wir uns morgen wiedersehen? Umarme mich, mein Freund . . . vielleicht zum letzten Male!«

»Was ist dir?« sagte ich lachend, »seit wann glaubst du an Vorgefühle?«

»Umarme mich!« wiederholte Wladimir mit ungewöhnlich starker Stimme.

Sein Gesicht verzog sich, die Augen unterliefen mit Blut und glühten wie Kohlen. Er streckte die Arme aus und wollte mich umarmen.

»Na, na, Wladimir«, sagte ich, mein Erstaunen verbergend, »schlafe gut ein und vergiß dein Vorgefühl.«

Er brummte etwas zwischen den Zähnen und ging hinaus.

Ich glaubte ihn seltsam auflachen zu hören; doch war ich mir nicht klar, ob ich wirklich seine oder eine fremde Stimme vernahm.

Unterdessen fielen meine Augen allmählich zu, und ich schlief ein. Ich weiß nicht, was mir träumte, doch es muß etwas Unheimliches gewesen sein; denn ich fuhr plötzlich erschreckt auf und begann mir die Augen zu reiben. In meinen Ohren klangen die Töne einer Gitarre und anfangs glaubte ich, dies sei nichts anderes als die Fortsetzung meines Traumes. Doch wer beschreibt mein Entsetzen, als ich zwischen der Wand und meinem Bett jene Freskodame erblickte, die ihren furchtbaren unmenschlichen Blick fest auf mich gerichtet hatte! In einer Hand hielt sie die Gitarre, mit der anderen berührte sie die Saiten. Von Grauen erfaßt, griff ich nach der Pistole und wollte eben losdrücken, als sie die Gitarre fallen ließ und auf die Knie fiel. Ich erkannte Pepina.

»Barmherzigkeit, Signore«, schrie das arme Mädchen, »ich wollte nichts bei Ihnen stehlen; seien Sie barmherzig und töten Sie mich nicht!«

Ich schämte mich sehr, daß ich meine Angst vor ihr gezeigt hatte, und bemühte mich, sie zu beruhigen; zugleich aber fragte ich, wie sie hereingekommen sei und was sie wolle.

»Ach«, antwortete Pepina, »nachdem ich Signor Antonio eingeholt und mit ihm gesprochen hatte, ging ich heimlich hinter Ihnen her und sah, wie Sie durch die Luke kletterten. Aber ich kenne noch einen anderen Eingang, denn dieses Haus dient meinem Bruder Titta, von dem Sie gewiß gehört haben, zu weilen als Versteck. Ich ging Ihnen aus Neugier nach, und als ich zurück wollte, bemerkte ich, daß ich die geheime Tür zu geschlagen hatte und nicht mehr fort konnte. Ich kam

in Ihr Zimmer, und da ich Sie nicht stören mochte, spielte ich auf der Gitarre, um Sie zu erwecken. Ach, seien Sie mir nicht böse: es war aus Liebe zu meinem Bruder, wenn ich wagte, Sie zu stören. Ich weiß, daß Sie ein Freund Signor Antonios sind; so retten Sie, wenn Sie können, meinen Bruder! Ich schwöre Ihnen bei allem, was meinem Herzen teuer ist, daß er schon lange wieder ein ehrlicher Mensch werden will; wenn man ihn aber verfolgt, wie ein wildes Tier, so wird er wider Willen zum Räuber, befleckt seine Seele mit neuen Mordtaten und verfällt dem ewigen Verderben! Oh, erwirken Sie ihm Begnadigung! Ich bitte Sie, auf meinen Knien flehe ich Sie an, erbarmen Sie sich des Reumütigen, erbarmen Sie sich seiner unglücklichen Schwester!«

Sie umklammerte meine Knie und große Tränen rollten über ihre Wangen. Das feuerfarbene Band, das ihren Kopf um spannte, löste sich und ihre langen schwarzen Haare ringelten sich wie Schlangen um ihre Schultern. Sie war so schön, daß ich in diesem Augenblick meinen Schreck, die Villa Argina und ihre Geschichte völlig vergaß. Ich sprang aus dem Bette und unsere Lippen vereinigten sich zu einem langen Kusse. Eine bekannte Stimme aus dem Nebenzimmer schreckte uns auf.

»Mit wem bist du da, Pepina?« sagte jemand, die Tür öffnend.

»Ach, das ist mein Bruder«, rief das Mädchen, riß sich aus meinen Armen und lief hinaus.

In das Zimmer trat ein Mann in weitem Mantel und Federhut. Als er mich erblickte, blieb er stehen und zu meinem Erstaunen erkannte ich meinen Abbate!

»Ah, das sind Sie, Signor Russo!« sagte er und steckte die große Pistole, die er bereit gehalten hatte, mich zu begrüßen, wieder in den Gürtel, »seien Sie willkommen! Wundern Sie sich nicht über meine veränderte Kleidung. Sie sahen mich gestern als Abbate, ein andermal sehen Sie mich vielleicht als Vetturino oder als Schornsteinfeger. Ach! Ich muß mich verbergen, bis ich die Begnadigung der Regierung erhalten habe.«

Bei diesen Worten seufzte Titta Canelli tief auf; dann ging er, eine fröhliche Miene annehmend, auf mich zu und klopfte mir auf die Schulter.

»Ich habe Sie absichtlich«, sagte er, »in das Haus meines Freundes Don Pietro gerufen, um ein kleines Geschäft mit Ihnen abzuschließen. Ich brauche Geld, hier habe ich aber eine Menge kostbarer Gegenstände versteckt, unter anderem einen ganzen Kasten voll Ringe, Halsbänder, Ohrringe und Armbänder. Für 77 Napoleons können Sie den ganzen Kram haben.«

Er bückte sich, zog unter meinem Bett einen großen Kasten hervor, und ich erblickte einen Haufen goldener Schmucksachen, eine prachtvoller als die andere. Einige Halsbänder waren mit den seltensten Steinen verziert und alles mit auserlesenstem Geschmack gearbeitet, wie ich dergleichen noch nie gesehen hatte. Der Preis, den er forderte, schien mir ungewöhnlich gering und bewies augenscheinlich, daß er die Sachen umsonst erhalten hatte; doch jetzt war keine Zeit zu Einwendungen; außerdem spielte Pepinas Bruder, der zwischen mir und meiner Waffe stand, so ausdrucksvoll mit seiner Pistole, daß ich es für geraten fand, sogleich in den Handel einzuwilligen; als ich meinen Beutel öffnete, fand ich darin gerade 77 Napoleons, die ich dem Räuber übergab.

»Ich danke Ihnen«, sagte er, »Sie haben ein gutes Werk getan! Nun bleibt mir noch übrig, Ihnen mitzuteilen, daß ich, wenn es Ihnen einfallen sollte, der Polizei Mitteilung zu machen, woher Sie diese Sachen haben, Ihnen unbedingt den Schädel einschlage. Ich wünsche Ihnen angenehme Ruhe.«

Er drückte mir freundschaftlich die Hand und verschwand so schnell, daß ich nicht sehen konnte, wohin er sich entfernt hatte. Ich hörte nur die in der Wand versteckte Türangel kreischen, dann war alles wieder still. Meine Blicke streiften zufällig das Bild an der Wand, und ich zuckte unwillkürlich zusammen. Mir schien es wieder, daß es nicht Pepina, sondern die gemalte Frau war, die vor einigen Minuten aus der Wand getreten war und die ich geküßt hatte. Ich bedauerte, daß es mir vorhin nicht eingefallen war, auf die Wand zu blicken, ob die Gestalt auch noch dort war oder nicht. Doch ich überwand meine Furcht und begann im Kasten zu kramen. Zwischen verschiedenen Ketten, Fläschchen und anderen Säckelchen fand ich ein Rokoko-Glasgefäß von der Größe eines mittleren Apfels, das mit ungewöhnlichem Geschmack in Gold gefaßt

war. Die Arbeit war so zart, daß ich fürchtete, sie könnte im Kasten verschrammt werden, darum wickelte ich das Gläschen sorgfältig in mein Taschentuch und stellte es neben mir auf den Tisch. Dann schloß ich den Kasten, legte mich wieder hin und schlief bald ein. Ich träumte die ganze Nacht von Pepina und der Freskodame; ein plötzlicher Schreck riß mich mehrmals aus diesen angenehmen Phantasiegebilden heraus, aber ich schlief immer wieder ein. Mich beunruhigte auch ein schmerzhaftes Gefühl im Halse. Ich glaubte mich im Zugwind erkältet zu haben. Als ich erwachte, stand die Sonne schon hoch, ich kleidete mich schnell an und suchte meine Freunde auf.

Antonio lag im Fieber; er schlug mit den Armen um sich wie ein Wahnsinniger und schrie unaufhörlich:



»Laßt mich in Ruhe! Bin ich denn schuld, daß Venus die schönste der Göttinnen ist? Paris ist ein Mensch von Geschmack und ich mache ihn

unbedingt zum Amtsrichter in Peking, sobald ich auf dem geflügelten Greifen in mein chinesisches Kaiserreich reite.«

Ich wandte alle möglichen Mittel an, um ihn wieder zu sich zu bringen; da ging plötzlich die Türe auf und Wladimir stürzte bleich und verstört ins Zimmer.

»Wie«, rief er erfreut, als er Antonio erblickte, »er lebt? Ich habe ihn nicht getötet? Zeig', zeig', wo habe ich ihn verwundet?«

Er eilte auf Antonio zu und untersuchte ihn; aber nirgends war eine Wunde zu finden.

»Siehst du«, sagte Antonio, »ich sagte dir schon, daß der Gott Pan ebenso geschickt auf der Flöte spielt, wie er aus der Pistole schießt!«

Wladimir hörte nicht auf, Antonio zu betasten, und als er sich endlich überzeugt hatte, daß er lebte und nicht verletzt war, rief er entzückt:

»Gott sei Dank, ich habe ihn nicht erschossen, es war nur ein böser Traum!«

»Meine Freunde«, sagte ich, »erklärt euch um Gottes willen, ich begreife nichts!«

Endlich gelang es mir und Wladimir Antonio zur Besinnung zu bringen, er war aber so schwach, daß ich ihn nicht befragen wollte, sondern Wladimir bat, uns zu erzählen, was ihm in der Nacht begegnet sei.

»Als ich in mein Zimmer kam«, erzählte Wladimir, »steckte ich das Licht in einen der verzweigten Armleuchter, die wie ungeheure Spinnen an dem goldenen Rahmen des Spiegels saßen, und untersuchte sorgfältig meine Pistolen. Es gelang mir, einen der vernagelten Fensterläden zu öffnen und mit unbeschreiblicher Wonne atmete ich die reine kühle Nachtluft ein. Ringsherum war alles still. Der Mond stand schon hoch und die Luft war auffallend klar; ich erkannte die Zacken auch der entferntesten Berge, in deren Mitte der Turm des Schlosses Baradello sein gewaltiges Haupt emporreckte. Ich vertiefte mich in Gedanken und blickte schon fast eine halbe Stunde auf den See und die Berge, als ein leichtes Rascheln hinter mir mich aufstörte. Das Licht war sehr herabgebrannt und ich konnte anfangs nichts unterscheiden, doch als ich schärfer in das Dunkel hineinspähte, erkannte ich in der Tür eine große weiße Gestalt.«

»Wer ist da«, rief ich.

Die Gestalt stieß ein klagendes Geheul aus und näherte sich mir wie auf unsichtbaren Rädern. Ich sah nie ein schrecklicheres Gesicht. Das Gespenst hob beide Hände, wie wenn es mich in sein Leichentuch einhüllen wollte. Ich weiß nicht, was ich in diesem Augenblick fühlte, schon hatte ich die Pistole in der Hand, der Schuß krachte, das Gespenst fiel zu Boden und schrie:

»Wladimir, was tust du? Ich bin Antonio!«

Ich eilte zu ihm, wollte ihn aufheben, allein die Kugel war ihm durch die Brust gedrungen, das Blut strömte wie ein Spring quell aus der Wunde und er röchelte wie ein Sterbender.

»Wladimir«, sagte er mit schwacher Stimme, »ich wollte deinen Mut erproben, und du hast mich getötet; vergib mir, wie ich dir vergebe!«

»Ich rief um Hilfe, du kamst gelaufen und wir beide trugen Antonio in sein Zimmer.«

»Was redest du«, unterbrach ich Wladimir, »ich bin die ganze Nacht nicht aus meinem Zimmer gegangen. Nachdem du mir den Brief deiner Mutter vorgelesen hattest und fortgegangen warst, blieb ich im Bett und weiß nichts von Antonio. Außerdem siehst du, daß er heil und gesund ist; augenscheinlich hast du das alles nur geträumt.«

»Du selber träumst!« rief Wladimir ärgerlich, »es ist mir nicht eingefallen, zu dir zu kommen, um dir einen Brief meiner Mutter vorzulesen.«

Antonio erhob sich und trat auf uns zu.



»Streitet euch doch nicht«, sagte er, »ihr seht doch, daß ich lebe. Bei meiner Ehre, es ist mir nicht eingefallen, Wladimir zu erschrecken. Übrigens, wie hätte ich auch daran denken sollen?! Als ich allein geblieben war, prüfte ich – wie auch Wladimir – zuerst meine Pistolen.

Dann legte ich mich auf das Sofa und unwillkürlich heftete sich mein Blick auf die gemalte Decke und die hohen, mit goldenen Arabesken bemalten Karniese. Tiere und Vögel verflochten sich eigenartig mit Blumen, Früchten und allerhand phantastischen Figuren. Mir war's, als fingen diese bunten Linien an, sich zu bewegen, und um meine Phantasie nicht aufzuregen, erhob ich mich und begann im Zimmer auf und ab und gehen. Plötzlich löste sich etwas von der Decke ab und fiel auf den Boden. Im Saal war es so dunkel, daß ich nichts unterscheiden konnte, doch am Klang merkte ich, daß der gefallene Körper weich war, denn ich hörte nur ein dumpfes Geräusch, kein hartes Aufschlagen. Aach einiger Zeit vernahm ich hinter mir Schritte, anscheinend eines Tieres. Ich sah mich um und erblickte einen goldenen Greif von der Größe eines einjährigen Kalbes. Er blickte mich mit klugen Augen an und bewegte seinen Adlerschnabel hin und her. Seine Flügel waren emporgerichtet und ihre Enden in einen Ring gedreht. Sein Anblick setzte mich in Erstaunen, aber flößte mir keine Furcht ein. Doch um ihn loszuwerden, stampfte ich mit dem Fuße und schrie ihn an. Der Greif hob die eine Vorderpfote, senkte den Kopf und sagte mit menschlicher Stimme:«

»Ihr regt Euch unnütz auf, Signor Antonio, ich will Euch nichts zuleide tun. Mich schickt mein Herr zu Euch, denn ich soll Such nach Griechenland führen. Unsere Göttinnen streiten wieder um den Apfel. Juno sagt, Paris habe der Venus den Apfel nur gegeben, weil sie ihm die Helena versprochen habe. Minerva sagt auch, daß Paris unaufrichtig gewesen sei, und beide haben sich beim Alten beklagt; der Alte aber hat gesagt: mag Signor Antonio entscheiden. Jetzt setzt Euch gütigst auf meinen Rücken, ich bringe Such im Augenblick nach Griechenland.«

Dieser Gedanke schien mir so komisch, daß ich schon das Bein hob, um den Greifen zu besteigen, aber er hielt mich plötzlich zurück.

»Jedes Land«, sagte er, »hat seine Sitten. Man wird Euch auslachen, wenn Ihr im Frack nach Griechenland kommt.«

»Aber wie soll ich denn reisen?« fragte ich.

»Nicht anders als im Nationalkostüm. Zieht Euch nackt aus und hüllt Euch in Euren Mantel. Alle Götter und Göttinnen sind so gekleidet.«

Ich gehorchte und setzte mich auf den Rücken des Greifen. Er setzte sich in Trab und so ging es lange Zeit durch ein Labyrinth von Korridoren, Sälen, Stuben und Treppen, hinauf und hinunter, bis wir schließlich in einen riesigen Saal gelangten, der zart rosa beleuchtet war. Die bemalte Decke stellte den Himmel mit fliegenden Vögeln und Amoretten dar. Am Ende des Saales erhob sich ein goldener Thron, auf dem Gott Jupiter saß.

Zu den Füßen des Thrones floß ein breiter klarer Strom, in dem Scharen von Nymphen und Najaden badeten, eine schöner als die andere. Der Fluß hieß, hörte ich später, Ladon. An seinen Ufern wuchs dichtes Schilf; mitten darin saß ein Abbat und spielte die Flöte.

»Wer ist denn das?« fragte ich den Greif.

»Das ist Gott Pan«, antwortete er.

»Warum ist er denn in der Sutane?«

»Weil er zur Geistlichkeit gehört und es sich für ihn nicht schicken würde, nackt zu gehen.«

»Aber wie kann er dann am Ufer des Flusses sitzen, in dem die Nymphen baden?« fragte ich wieder.

»Das tut er, um sein Fleisch abzutöten; seht, wie er sich von ihnen abwendet.«

»Aber warum hat er die Pistolen im Gürtel?«

»Ach«, rief der Greif ungehalten, »Ihr seid zu neugierig. Wie soll ich das wissen.«

Mir kam es sonderbar vor, im Zimmer einen Fluß zu sehen, und ich blickte hinter den chinesischen Wandschirm, unter dem er hervorquoll. Hinter dem Schirm saß ein Greis in einer gepuderten Perücke und schien zu schlafen. Ich näherte mich ihm auf den Fußspitzen und bemerkte, daß der Fluß aus einer Urne strömte, auf die der Greis sich stützte. Ich betrachtete ihn mit lebhafter Neugier, doch der Greif zerrte mich am Mantel und sagte mir ins Ohr:



»Was tust du, Tor? Du wirst den Ladon wecken und dann kommt sicher eine Überschwemmung. Mach, daß du fortkommst, sonst müssen wir alle ertrinken.«

Ich ging weiter. Der Saal füllte sich allmählich. Nymphen, Dryaden und Oreaden wandelten zwischen Faunen, Satyren und Hirten. Die Najaden stiegen aus dem Wasser, warfen leichte Gewänder über und begannen ebenfalls umherzuwandeln. Die Götter gingen nicht umher, sondern saßen mit den Göttinnen würdevoll vor Jupiters Thron und betrachteten die Vorüber gehenden. Unter den letzteren bemerkte ich einen Mann in Domino und Maske, der sich um niemand kümmerte und dem alle aus wichen.

»Wer ist das?« fragte ich den Greifen.

»Ach was, irgend jemand!« antwortete er, indem er sich mit dem Schnabel die Federn zurechtstrich, »achtet nicht weiter auf ihn.«

Doch in diesem Augenblick flog uns ein prachtvoller Papagei entgegen, setzte sich auf meine Schulter und sagte mit schnarrender Stimme:

»Du Narr, du Narr, du weißt nicht, wer der Mann ist? Das ist unser richtiger Herr, den wir mehr achten als Don Pietro!«

Der Greif sah den Papagei wütend an und blinzelte viel sagend mit dem einen Auge; aber der Vogel war bereits von meiner Schulter aufgefliegen und verschwand auf der Decke zwischen Amoretten und Wolken.

Plötzlich geriet die Versammlung in unruhige Bewegung. Die Menge teilte sich und ich erblickte einen jungen Menschen in phrygischer Mütze mit gefesselten Händen, den zwei Nymphen führten.

»Paris!« sagte Jupiter oder Don Pietro d'Argina (wie ihn der Greif nannte). »Paris, man sagt, du habest den goldenen Apfel mit Anrecht der Venus zugesprochen. Nimm dich in acht, ich pflege nicht zu scherzen. Du fliegst mir im Nu kopfüber!«

»Oh, gewaltiger Donnerer«, antwortete Paris, »ich schwöre beim Styx, daß ich nach reinem Gewissen geurteilt habe. Übrigens ist hier Signor Antonio; ich weiß, er ist ein Mensch von Geschmack. Laß ihn die Sache untersuchen und wenn er nicht ebenso urteilt wie ich, so bin ich bereit, kopfüber in die Tiefe zu stürzen!«

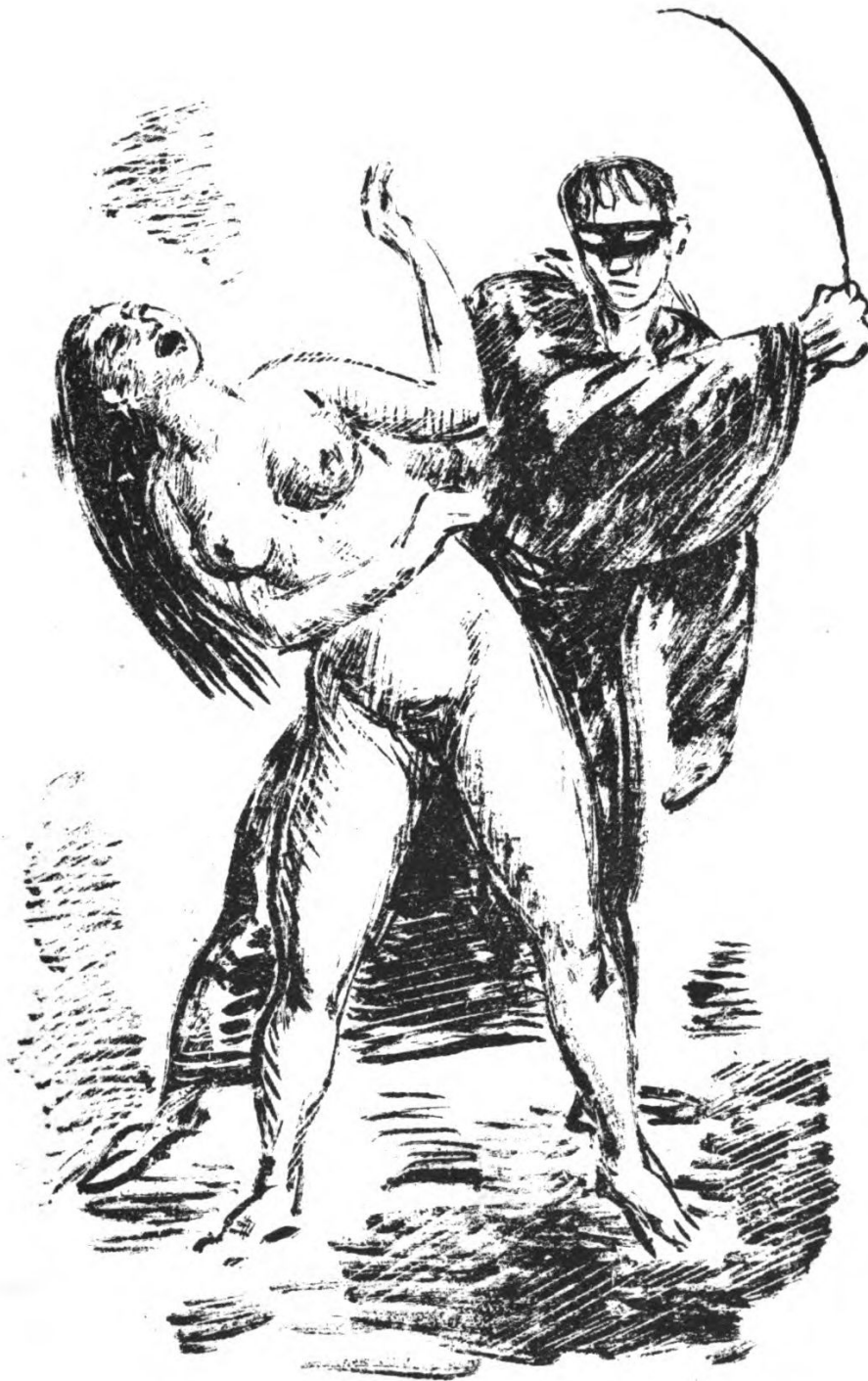
»Gut«, antwortete Jupiter, »es sei, wie du sagst.«

Nun setzte man mich unter einen Lorbeerbaum und gab mir den goldenen Apfel in die Hand. Als die drei Göttinnen zu mir herantraten, tönte die Flöte des Abbate lieblicher als zuvor, das Schilf des Ladon schwankte leise, eine Menge buntschimmernder Vöglein flog daraus hervor und ihre Lieder waren so wehmütig, so süß und seltsam, daß ich nicht wußte, ob ich lachen oder vor Wonne weinen sollte. Unterdessen begann der Alte hinter dem Schirm, den wahrscheinlich der Gesang der Vögel und das melodische Rauschen des Schilfes geweckt hatte, zu husten und murmelte mit schwacher Stimme wie im Traum: »Oh, Syrinx! Oh meine Tochter!«

Ich vergaß alles um mich her, doch der Greif zwickte mich sehr schmerzhaft in den Arm und sagte ärgerlich:

»Schnell ans Werk, Signor Antonio! Die Göttinnen warten! Entscheidet, ehe der Alte aufwacht!«

Ich überwand die süße Erregung, die mich weit fort von der Villa Argina in eine fremde Welt von Blumen und Tönen getragen hatte, raffte meine Gedanken zusammen und starrte die drei Göttinnen an. Sie warfen ihre Gewänder ab. Oh, meine Freunde! Wie soll ich euch beschreiben, was ich da empfand? Mit welchen Worten soll ich euch ein Bild von dem glühenden Feuerstrom geben, der im Augenblick durch alle meine Adern lief! Alle meine Gefühle verwirrten sich, alle Begriffe gingen durcheinander, ich vergaß euch, meine Verwandten, mich selbst, meine ganze Vergangenheit. Ich bildete mir ein, ich selbst sei Paris, in meiner Hand liege die große Entscheidung, durch die Troja fiel. In der Juno erkannte ich Pepina, doch sie war tausend mal schöner als vorhin, da sie mir aus der Villa Remondi zu Hilfe eilte. Sie hielt eine Gitarre in der Hand und rührte leise die Saiten. Sie war so bezaubernd, daß ich schon die Hand ausstreckte, um ihr den Apfel zu reichen. Da fiel mein Blick auf Venus und sofort änderte ich meine Absicht. Venus hatte die Hände nachlässig gefaltet und blickte mich, das Haupt auf die Schulter geneigt, vorwurfsvoll an. Unsere Blicke trafen sich, sie errötete und wollte sich abwenden, doch in dieser Bewegung war so viel Grazie, daß ich, ohne zu schwanken, ihr den Apfel reichte.



Paris triumphierte, doch der Mann im Domino und der Maske näherte sich der Venus, zog eine große Peitsche aus den Falten seines Mantels

und begann unbarmherzig auf sie loszuschlagen.

»Da! Da!« rief er bei jedem Hieb, »halte dich in Zukunft an die vorgeschriebene Ordnung und kokettiere nicht, wenn du nicht dran bist! Heute ist Junos Tag; konntest du nicht warten? Das hast du davon! Da, da!!!«

Venus schluchzte und stöhnte, doch der Unbekannte ließ nicht nach, sie zu schlagen, und sagte zu Jupiter:

»Wenn ich mit der da fertig bin, kommst du an die Reihe, verdammter alter Kerl!«

Da sprangen Jupiter und alle Götter von ihren Plätzen, fielen vor dem Unbekannten nieder und jammerten:

»Erbarme dich, Herr und Gebieter! Das nächste Mal werden wir gehorsam sein!«

Unterdessen trat Juno oder Pepina (ich weiß bis jetzt nicht, für wen ich sie zu halten habe) auf mich zu und sagte mit bezauberndem Lächeln:

»Glaube nicht, mein lieber Freund, daß ich dir zürne, weil du nicht mir den Apfel gabst. Wahrscheinlich steht es so im Buche des Schicksals geschrieben. Doch erlaube mir, dich zu küssen, auf daß du siehst, wie ich deine Unparteilichkeit schätze.«

Sie schlang ihre schönen Arme um mich und preßte gierig ihre rosenfarbenen Lippen an meinen Hals. In diesem Augenblick fühlte ich einen heftigen Schmerz, der indes sofort wieder verschwand. Pepina war so liebevoll und umarmte mich so zärtlich, daß ich mich zum zweiten Male vergessen hätte, wenn die Schreie der Venus nicht meine Aufmerksamkeit abgelenkt hätten. Der Mann im Domino hatte sie an den Haaren gepackt und schlug ganz unmenschlich auf sie ein. Seine Roheit empörte mich.

»Willst du wohl aufhören!« schrie ich wütend und warf mich auf ihn. Doch aus der schwarzen Maske blitzten mich zwei kleine, weißliche Augen so unheimlich an, daß der Blick mich durchbohrte wie ein elektrischer Schlag. Im Nu waren Götter, Göttinnen und Nymphen verschwunden.

»Ich befand mich im chinesischen Zimmer neben dem runden Saal. Mich umgab eine Schar von Porzellanpuppen, Mandarinern aus Steingut und tönernen Chinesinnen, die mit dem Rufe: »Es lebe unser Kaiser, der große Antonio Fu-Tsing-Tang!« mich zu kitzeln begannen. Vergeblich suchte ich mich von ihnen zu befreien. Mit ihren kleinen Händchen fuhren sie mir in Nase und Ohren, und ich lachte wie ein Wahnsinniger. Ich weiß nicht, wie ich von ihnen losgekommen bin, doch als ich erwachte, standet ihr, meine Freunde, an meinem Lager. Tausendmal danke ich euch, daß ihr mich gerettet habt!«



Und Antonio umarmte und küßte uns wie ein Kind. Als seine Begeisterung sich ein wenig gelegt hatte, sagte ich ernst:

»Ich sehe, meine Freunde, daß ihr in der vergangenen Nacht beide phantasiert habt; was mich anbetrifft, so habe ich mich überzeugt, daß die märchenhaften Gerüchte über diesen Palazzo nichts anderes sind, als eine Erfindung des Schmugglers Titta Canelli. Ich habe ihn selbst gesehen und gesprochen. Kommt mit mir, ich werde euch zeigen, was ich von ihm gekauft habe.«

Mit diesen Worten begab ich mich in mein Zimmer, Antonio und Wladimir folgten mir. Ich öffnete den Kasten, griff hinein und erfaßte – – einen Menschenknochen! Entsetzt warf ich ihn von mir und stürzte an den Tisch, auf den ich gestern die Rokoko-Schale gestellt hatte. Als ich das Tuch abnahm, war ich starr vor Schrecken. In das Tuch war ein Kinderschädel gewickelt! Meine leere Geldtasche lag daneben.

»Das hast du bei deinem Schmuggler gekauft?« fragten Antonio und Wladimir wie aus einem Munde.

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Wladimir trat ans Fenster und rief verwundert:

»Lieber Gott! Wo ist denn der See?«

Ich trat auch ans Fenster. Vor mir war die Piazza Volta und ich sah, daß ich aus dem Fenster des Teufelshauses blickte.

»Wie sind wir hierher gekommen?« fragte ich Antonio.

Aber dieser war nicht imstande mir zu antworten. Er war auffallend bleich, seine Kräfte verließen ihn und er sank auf einen Sessel. Da bemerkte ich an seinem Halse eine kleine bläuliche Wunde, wie von einem Blutegel, nur etwas größer. Ich fühlte mich auch sehr schwach, und als ich in den Spiegel blickte, sah ich an meinem Halse eine ebensolche Wunde wie bei Antonio. Wladimir fühlte sich vollkommen kräftig und hatte keine Wunde. Auf meine Fragen gestand er, daß, als er das weiße Gespenst niederschloß und dann seinen Freund Antonio darin erkannte, dieser ihn angefleht hätte, ihn zum letzten Male küssen zu dürfen. Aber Wladimir hatte sich nicht dazu entschließen können; denn ihn schreckte etwas im Blicke Antonios.

Wir redeten noch von unseren Abenteuern, als jemand plötzlich stark an das Tor klopfte. Wir erblickten einen Polizeioffizier und sechs Gendarmen.

»Heda«, rief er, »macht das Tor auf; Ihr seid verhaftet im Namen der Regierung.«

Doch das Tor war so fest verrammelt, daß man es aufbrechen mußte. Als der Offizier ins Zimmer trat, fragten wir, wofür wir verhaftet seien.

»Weil Ihr«, antwortete er, »mit den Toten Spott treibt, und heute Macht alle Knochen aus der Kapelle von Como hierher geschleppt habt. Ein Abbate, der vorüberging, hat gesehen, wie Ihr das Gitter einbracht und hat Euch heute früh angezeigt.«

Wir protestierten vergeblich, der Offizier verlangte, daß wir mit ihm gingen. Zum Glück traf ich den Podesta von Como (den bekannten Altertumsforscher R . . .), der mich kannte, und rief seinen Beistand an. Als er mich und Antonio erkannte, entschuldigte er sich höflich vor uns und befahl, den Abbate herbeizuschaffen, der uns angezeigt hatte; aber der Mann war nirgends zu finden. Als ich dem Podesta erzählte, was sich mit uns während der Nacht zugetragen hatte, war er keineswegs erstaunt, sondern forderte mich auf, mit ihm ins Stadtarchiv zu kommen. Antonio war so schwach, daß er uns nicht folgen konnte, und Wladimir mußte ihn nach Hause bringen.

Als wir im Archiv waren, schlug der Podesta einen großen Folianten auf und las folgendes: »A. D. 1679, am 26. September wurde der Räuber Siorambatista Canelli, der gegen zwanzig Jahre mit seiner Bande die Gegend um Mailand und Como mit Schrecken erfüllt hatte, allhier auf dem Marktplatze öffentlich hingerichtet. Er stammte aus Como und war nach seiner eigenen Aussage 50 Jahre alt. Auf dem Richtplatze weigerte er sich, das heilige Sakrament zu nehmen, und starb nicht wie ein Christ, sondern wie ein Heide.«

»Außerdem erzählte mir der Podesta, ein in allen Beziehungen achtenswerter Mann, der sich eher hätte die Hand abhauen lassen, als daß er die Unwahrheit gesagt hätte, daß das Teufelshaus auf derselben Stelle erbaut sei, an der ehemals ein heidnischer Tempel gestanden hatte, der der Hekate und den Lamien geweiht war. Viele Höhlen und unterirdische Gänge dieses Tempels seien angeblich noch erhalten. Sie führten tief ins Innere der Erde und die Alten glaubten, sie hätten Verbindung mit dem Tartarus. Im Volke geht das Gerücht um, daß die Lamien, die, wie Sie wissen, viel Ähnlichkeit mit unseren Vampiren

haben, noch heutzutage um den ihnen geweihten Ort irren und alle möglichen Gestalten annehmen, um unerfahrene Leute zu sich zu locken und ihnen das Blut auszusaugen. Merkwürdig ist noch, daß Wladimir tatsächlich nach einigen Tagen einen Brief von seiner Mutter erhielt, in dem sie ihn bat, nach Rußland zurückzukehren.«

Rybarenko verstummte und versank aufs neue in Gedanken.

»Wie«, fragte Runewskij, »und Sie haben keinerlei Nachforschungen über Ihr Erlebnis gemacht?«

»Doch«, erwiderte Rybarenko, »so sehr ich den Podesta schätzte, seine Erklärung kam mir doch sehr wenig wahrscheinlich vor.«

Und was haben Sie erfahren?

»Pepina verstand nichts, als man sie nach ihrem Bruder Titta fragte. Sie sagte, daß sie nie einen Bruder gehabt hätte. Auf unsere Fragen antwortete sie, sie wäre allerdings aus der Villa Remondi Antonio zu Hilfe geeilt, wäre uns aber niemals nach gelaufen, um Antonio zu bitten, er möge für ihren Bruder sprechen. Auch wußte niemand etwas von der herrlichen Villa des Don Pietro zwischen der Villa Remondi und der Villa d'Este, und als ich eigens hinauswanderte, sie zu suchen, fand ich sie nicht. Der Vorfall hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich verließ Como; Antonio blieb krank zurück. Nach einem Monat hörte ich in Rom, daß er an Entkräftung gestorben sei. Ich selbst war so schwach, wie nach einer langen, schweren Krankheit; doch stellten endlich die Bemühungen erfahrener Ärzte meine Gesundheit – zwar nicht völlig, aber doch einigermaßen wieder her. Nachdem ich noch ein Jahr in Italien verbracht hatte, kehrte ich nach Rußland zurück und nahm meine frühere Tätigkeit wieder auf. Ich arbeitete mit Eifer und meine Arbeit zerstreute mich etwas; doch die geringste Erinnerung an meinen Aufenthalt in Como ließ mich erschauern. Glauben Sie mir, ich weiß noch jetzt manchmal nicht, wie ich diese Erinnerung loswerden soll. Überallhin verfolgt sie mich, wie ein Wurm zerfrißt sie mein Hirn, und es gibt Augenblicke, in denen ich mir das Leben nehmen möchte, nur um mich von ihr zu befreien. Ich hätte mich um nichts in der Welt entschlossen, davon zu sprechen, wenn ich nicht glaubte, daß meine Erzählung Ihnen zur Warnung dienen könnte: Sie sehen, daß meine Erlebnisse einige Ähnlichkeit mit dem haben, was Ihnen im Landhaus

der alten Generalin zustieß. Am des Himmels willen hüten Sie sich, mein lieber Freund, und vor allen Dingen spotten Sie nicht über Ihr Erlebnis.«

Während Rybarenko sprach, begann das Morgenrot schon den Himmel zu färben. Hunderte von Dächern, Türmen und vergoldeten Kuppeln glänzten in den Strahlen des ersten Frühlichts. Ein frischer Wind wehte von Osten und ein lauter volltönender Glockenschlag erdröhnte vom Iwan Welikij. Ihm antworteten nacheinander alle Glocken des Kreml, dann die aller Moskauer Kirchen. Die Luft war erfüllt von Tönen, die, wie auf unsichtbaren Wellen, steigend und sinkend dahinströmten. Moskau hatte sich in eine unendliche Harmonie verwandelt.

Währenddem durchzog ein sonderbares Gefühl die Brust Runewskijs. Mit Ehrfurcht lauschte er dem heiligen Glockenklang, mit Liebe blickte er auf die blühende Welt, die sich vor ihm ausbreitete. Er sah darin ein Bild seines zukünftigen Glückes, und je mehr er sich in diesen Gedanken vertiefte, desto mehr verblaßten und verschwanden die schrecklichen Bilder, die die Erzählung Rybarenkos aus dem Dunkel heraufbeschworen hatte.

Rybarenko war ebenfalls in Gedanken versunken, aber eine tiefe Schwermut verdüsterte sein Gesicht.

Er war totenbleich und wandte keinen Blick vom Iwan Welikij, als ob er seine Höhe abschätzen wollte.

»Kommen Sie«, sagte er endlich zu Runewskij, »Sie brauchen Ruhe.«

Sie erhoben sich beide von der Bank, Runewskij verabschiedete sich von Rybarenko und begab sich nach Hause.

*

*

*

Als Runewskij in das Haus von Daschas Tante Fedoßja Akimowna Sorina trat, empfing diese und ihre Tochter Sophia Karpowna ihn mit großer Freundlichkeit. Doch das Benehmen der Mutter veränderte sich sogleich, als er ihr mitteilte, weshalb er gekommen sei.

»Wie!« rief sie, »was soll das heißen? Und Sophie? Sind Sie denn nur deshalb so oft bei mir gewesen, um sie zum Besten zu haben? Ich muß

Ihnen ganz offen sagen: Nach Ihren häufigen Besuchen, nach all den Gerüchten über Heiratsabsichten, von denen die ganze Stadt voll ist, scheint mir Ihr Benehmen äußerst merkwürdig! Wie, Herr Runewskij, nachdem Sie meiner Tochter Hoffnung gemacht haben, nachdem alle Sie schon für verlobt halten, werben Sie plötzlich um eine Andere und bitten um ihre Hand – bei wem? Bei mir, bei Sophiens Mutter!«

Diese Worte trafen Runewskij wie ein Donnerschlag. Er erriet erst jetzt, daß die Sorina ihn schon seit langem als Schwiegersohn in Aussicht genommen hatte und ihn keineswegs der Nichte abzutreten bereit war; zugleich begriff er ihre Taktik. Solange sie noch Hoffnung hatte, waren alle ihre Bemühungen darauf gerichtet, ihn an ihren Kreis zu fesseln, sie bemühte sich, alle seine Wünsche zu erraten und ihnen zuvorzukommen; doch nun, bei diesem unerwarteten Antrag beschloß sie, zum äußersten Mittel zu greifen, und ihm durch eine Rührszene das Versprechen abzunötigen. Leider hatte sie sich verrechnet; denn Runewskij erwiderte ihr sehr kalt und höflich, er habe nie daran gedacht, Sophie Karpowna zu heiraten; er sei gekommen, um Daschas Hand anzuhalten und er hoffe, daß sie nichts dagegen einzuwenden habe. Darauf rief Daschas Tante ihre Tochter und erzählte ihr keuchend vor Wut, worum es sich handelte. Sophie Karpowna fiel nicht in Ohnmacht, brach aber in Tränen aus und bekam einen Weinkrampf.

»Oh, Gott, oh Gott«, schrie sie, »was habe ich ihm getan? Warum will er mich umbringen? Mein, diesen Schlag ertrage ich nicht, lieber will ich tausendmal sterben. Ich kann – ich mag nicht länger leben!«

»Da sehen Sie, was Sie angerichtet haben«, sagte die Sorina. »Doch das darf nicht so bleiben!«

Sophie Karpowna spielte ihre Rolle so geschickt, daß sie Runewskij wirklich leid tat. Er wollte sich rechtfertigen, aber ehe er zu Worte kam, hatten die Damen das Zimmer schon verlassen. Er wartete eine Zeitlang und begab sich dann nach Hause, in der festen Absicht, nicht eher zur Generalin und zu Dascha zurückzukehren, als bis er noch einmal versucht hatte, eine befriedigende Antwort von Daschas Tante zu erhalten.

Er saß nachdenklich zu Hause, als ihm gemeldet wurde, Herr Rittmeister Sorin wolle ihn sprechen. Er ließ ihn hereinbitten und

erblickte einen jungen Mann, dessen freimütiges und ehrliches Gesicht auf den ersten Blick für ihn einnahm. Sorin war der Bruder Sophiens; doch da er eben erst aus Tiflis zurückgekehrt war, hatte ihn Bunewskij noch nie gesehen und wußte nichts von ihm.

»Ich bin gekommen, mit Ihnen eine Sache zu besprechen, die uns beide sehr nahe angeht«, sagte Sorin mit einer höflichen Verbeugung.

»Bitte setzen Sie sich«, sagte Runewskij.

»Vor zwei Monaten machten Sie die Bekanntschaft meiner Mutter, begannen ihr Haus zu besuchen und bald verbreitete sich das Gerücht, daß Sie sich um Sophiens Hand bewerben.«

»Ich weiß nicht, ob ein derartiges Gerücht im Umlauf gewesen ist«, unterbrach ihn Runewskij, »aber ich kann Sie versichern, daß ich nichts dazu beigetragen habe.«

»Meine Schwester war von Ihrer Liebe überzeugt, und Ihr Verhalten schien ihr Recht zu geben. Es gelang Ihnen, ihre Teilnahme zu gewinnen und endlich gewann Sophie Sie lieb. Sie gestanden ihr . . . «

»Nichts!« rief Runewskij.

Die Augen des jungen Sorin funkelten unwillig.

»Hören Sie, mein Herr«, schrie er, den kalt höflichen Ton fallen lassend, den er anfangs einzuhalten bemüht war, »Sie wissen wohl nicht, daß Sophie, als ich im Kaukasus war mir von Ihnen geschrieben hat; von ihr weiß ich, daß Sie ihr versprochen, um sie anzuhalten; hier sind ihre Briefe!«

»Wenn Sophie Karpowna das behauptet«, antwortete Runewskij, ohne die Briefe anzurühren, die Sorin auf den Tisch geworfen hatte, »so bedaure ich, daß ich ihren Worten wider sprechen muß. Ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht nur niemals um ihre Hand habe bitten wollen, sondern daß ich ihr auch nicht den geringsten Grund gegeben habe, zu glauben, ich liebte sie.«

»So haben Sie also nicht die Absicht, sie zu heiraten?«

»Nein. Dagegen spricht ja schon die Tatsache, daß ich eigens nach Moskau gekommen bin, um bei Ihrer Frau Mutter um die Hand Daschas zu bitten.«



»Genug! Ich hoffe, Sie werden mir für die Beleidigung, die Sie meiner Familie zugefügt haben, Genugtuung nicht versagen?«

»Ich stehe Ihnen jederzeit zu Diensten, bitte Sie aber, diesen Schritt erst zu überlegen. Vielleicht kommen Sie bei kaltblütiger Betrachtung zur Erkenntnis, daß ich nie daran gedacht habe, Ihre Familie zu beleidigen.«

Der junge Rittmeister warf einen stolzen Blick auf Runewskij.

»Morgen um 5 Uhr erwarte ich Sie auf der Landstraße nach Wladimir, 20 Werst von Moskau«, sagte er trocken.

Runewskij verbeugte sich zum Zeichen der Zustimmung.

Als er allein geblieben war, begann er sich mit den Vorbereitungen zum nächsten Morgen zu beschäftigen. Er hatte wenig Bekannte in Moskau, außerdem waren die meisten in der Sommerfrische und so war es weiter nicht verwunderlich, daß seine Wahl auf Rybarenko fiel.

Am anderen Morgen um 3 Uhr fuhr er mit Rybarenko die Landstraße nach Wladimir entlang, an der verabredeten Stelle fanden sie Sorin und seinen Sekundanten schon vor.

Rybarenko ging auf Sorin zu und ergriff seine Hand.

»Wladimir«, sagte er, die Hand kräftig drückend, »du hast Unrecht in dieser Angelegenheit, versöhne dich mit Runewskij.«

Sorin wandte sich ab.

»Wladimir«, fuhr Rybarenko fort, »scherze nicht mit dem Schicksal, denke an die Villa Argina.«

»Genug, Freund«, sagte Wladimir, seine Hand befreiend, »es ist jetzt nicht die Zeit für derlei Bagatellen.«

Sie gingen in ein Gehölz am Wege. Der Sekundant Sorins war ein kleiner Offizier mit langem schwarzem Schnurrbart, den er ununterbrochen drehte. Sein Gesicht kam Runewskij bekannt vor, aber erst, als er beim Abmessen der Entfernung in lächerlicher Weise zu hüpfen begann, erkannte Runewskij jenen Frysckin, über den Sophie auf dem Ball, als Runewskij sie kennen lernte, so gelacht hatte.

»Meine Freunde«, sagte Rybarenko, sich an Wladimir und Runewskij wendend, »versöhnt euch, solange es noch möglich ist; ich fühle, daß einer von euch nicht heimkehren wird.«

Doch Frysckin hüpfte mit grimmiger Miene auf Rybarenko zu.

»Gestatten Sie«, sagte er, seine großen geröteten Augen auf ihn richtend, »hier liegt eine unverzeihliche Beleidigung vor . . . eine Versöhnung ist unmöglich . . . hier ist eine ehrenwerte Familie gekränkt worden . . . ich werde keine Versöhnung zu lassen . . . und wenn mein

Freund Sorin Entgegenkommen zeigt, so schieße ich, Jegor Fryschkin, mich an seiner Statt.«

Die beiden Gegner standen einander schon gegenüber. Ringsum herrschte eine schauerliche Stille, die nur für einen Augenblick vom Knacken der Hähne unterbrochen wurde. Fryschkin hörte nicht auf, sich zu ereifern; er war rot wie ein Krebs.

»Ja«, schrie er, »ich selber werde mich mit Herrn Runewskij schießen! Wenn mein Freund Sorin ihn nicht trifft, knalle ich den Beleidiger nieder!«

Ein Schuß unterbrach ihn; vom Haupte Wladimirs wurde ein Büschel schwarzer Haare losgerissen. Fast gleichzeitig krachte ein zweiter Schuß. Runewskij sank mit blutüberströmter Brust zu Boden. Wladimir und Rybarenko stürzten auf ihn zu, richteten ihn auf und verbanden seine Wunde. Die Kugel war mitten durch die Brust gegangen; er war ohnmächtig.

»Das ist dein Erlebnis in der Villa Argina!« sagte Rybarenko Wladimir ins Ohr, »du hast einen Freund getötet!«

Man trug Runewskij in einen Wagen, und da das Haus der Generalin das nächste war und die Hausfrau allen als gute und menschenfreundliche Alte bekannt war, brachte man ihn trotz Rybarenkos Sträuben dorthin.

Lange war Runewskij ohne Besinnung. Als er zu sich kam, war das erste, was er erblickte, das Bild der Praskowja Andrejewna über dem Sofa, auf dem er gebettet war. In einer Mische stand ein altes Bett mit Baldachin und mitten in der Wand sah er einen ungeheuren Kamin.

Runewskij erkannte sein früheres Zimmer, aber er konnte nicht begreifen, wie er dahin gekommen war und warum er so schwach war. Er wollte aufstehen, allein ein heftiger Schmerz in der Brust warf ihn auf das Sofa zurück und er begann, sich allmählich an seine Erlebnisse bis zum Duell zu erinnern. Er besann sich sogar auf den Kampf mit Sorin, wußte jedoch nicht mehr, wann das gewesen war und wie lange seine Ohnmacht gedauert hatte. Während er über seine Lage nachdachte, trat ein ihm unbekannter Arzt ein, untersuchte die Wunde, fühlte den Puls und sagte, er hätte Fieber. In der Nacht kam Jakob mehrmals zu ihm und gab ihm eine Arznei.

So vergingen mehrere Tage, in denen er niemand außer dem Arzt und Jakob zu sehen bekam. Mit dem Diener sprach er manchmal von Dascha, erfuhr von ihm aber nur, daß Dascha noch bei der Großmutter sei und sich ganz wohl befinde. Der Arzt, der Runewskij besuchte, sagte, er brauche vor allem Ruhe, und antwortete auf seine Frage, ob er bald aufstehen dürfe, er müsse mindestens noch eine Woche liegen. Das alles erhöhte Runewskijs Unruhe und Ungeduld, und das Fieber stieg, statt zu fallen.

Eines Nachts, als ein starker Fieberanfall ihn nicht einschlafen ließ, vernahm er ein sonderbares Geräusch in seiner nächsten Nähe. Er horchte auf, das Geräusch schien aus dem Nebenzimmer zu kommen. Bald erkannte er die Stimme der Generalin und Kleopatra Platonownas.

»Warten Sie nur noch einen Tag, Marfa Sergejewna«, sagte Kleopatra Platonowna, »warten Sie wenigstens bis zum Morgen.«

»Ich kann nicht, meine Liebe«, antwortete die Sugrobina, »und warum sollte ich auch warten? Ob etwas früher oder später, es muß doch so enden. Aber du, meine Beste, heulst immer gleich los, wie ein kleines Mädel. Damals, wie Daschas Mutter dran kam, war's ganz dieselbe Geschichte. Was wäre ich für eine Generalsfrau, wenn ich kein Blut sehen könnte?«

»Sie wollen also nicht?« schrie Kleopatra Platonowna, »Sie wollen nicht ein Mal davon lassen . . . «

»Ritter Ambrosius!« rief die Sugrobina.

Runewskij konnte nicht länger widerstehen; er richtete sich auf und blickte durchs Schlüsselloch.

Mitten im Zimmer stand Semjon Semjonowitsch Telajew, vom Kopf bis zu den Füßen in eine eiserne Rüstung gehüllt. Auf dem Boden zu seinen Füßen lag ein Gegenstand, der mit einem roten Tuche bedeckt war.

»Was begehrst du, Martha?« fragte er mit rauher Stimme.

»Es ist Zeit, mein Lieber«, flüsterte die Alte.

Jetzt bemerkte Runewskij, daß die Generalin ein blutrotes Gewand trug, auf dessen Brust eine große schwarze Fledermaus gestickt war. Auf der Rüstung Telajews war ein Uhu abgebildet und den Helm schmückten

zwei mächtige Uhuflügel. Kleopatra Platonowna, deren Gesicht einen furchtbaren innerlichen Kampf spiegelte, ging auf die Wand zu, riß eine kleine Steintafel herunter und schleuderte sie mit solcher Wucht auf den Boden, daß sie in Stücke zersprang.

Plötzlich schob sich die Tapete auseinander und durch die geheime Tür kam ein hochgewachsener Mann in schwarzem Domino und Maske, bei dessen Anblick Runewskij sofort erriet, daß er derselbe war, den Antonio in der Villa des Don Pietro d'Argina gesehen hatte. Die Sugrobina und Telajew schienen vor Entsetzen zu erstarren, als er eintrat.

»Du bist schon hier?« fragte die Generalin zitternd.

»Es ist Zeit!« sagte der Unbekannte.

»Warte nur noch einen Tag! Warte wenigstens bis morgen! Du Lieber, Guter, du mein Freund und Wohltäter!«

Die Alte fiel auf die Knie, ihr Gesicht verzerrte sich in grauenhafter Weise.

»Ich will nicht!« antwortete der Unbekannte.

»Noch eine Stunde!« stöhnte die Generalin.

Sie konnte kein Wort mehr hervorbringen, nur ihre Lippen zuckten krampfhaft.

»Noch drei Minuten!« antwortete jener, »nutze sie aus, wenn du kannst, alte Hexe.«



Er machte Telajew ein Zeichen. Semjon Semjonowitsch bückte sich, hob das rote Tuch auf und Runewskij erblickte Dascha, die mit gebundenen Händen bewußtlos am Boden lag. Runewskij schrie laut auf und wollte aufspringen, doch da blitzten ihn die kleinen weißen Augen

des schwarzen Domino an und er blieb wie angenagelt liegen. Er sah nichts mehr, in seinen Ohren sauste es, er konnte kein Glied rühren. Plötzlich fuhr eine kalte Hand über sein Gesicht und seine Erstarrung schwand. Hinter ihm stand das Gespenst der Praskowja Andrejewna und fächelte sich.

»Willst du dich mit meinem Bild vermählen?« sagte sie, »ich gebe dir meinen Ring und du steckst ihn morgen meinem Bild an den Finger. Nicht wahr, du tust das für mich?«

Praskowja Andrejewna umfing ihn mit ihren Knochenhänden und er fiel ohnmächtig auf seine Kissen zurück.

* *
*

Runewskij war noch lange krank und phantasierte fast unausgesetzt. Hin und wieder kam er zu sich und dann flammte düstere Verzweiflung aus seinen Augen. Er war vom Tode Daschas überzeugt, und obgleich er keine Schuld hatte, verfluchte er sich, weil er sie nicht hatte retten können. Die Arzneien, die man ihm brachte, schleuderte er wie rasend von sich, riß den Verband von seiner Wunde und gebärdete sich oft so wild, daß Jakob nicht wagte, sich ihm zu nähern.

Eines Morgens, als der furchtbare Anfall eben nachgelassen, die Natur über die Verzweiflung gesiegt hatte, und ein wohltätiger Schlummer ihm zu nahen schien, glaubte er, Daschas Stimme zu hören. Er öffnete die Augen, doch im Zimmer war niemand, und bald schlief er fest ein. Der Traum trug ihn in die Villa Argina. Rybarenko führte ihn durch weite Säle und zeigte ihm die Räume, in denen sich die merkwürdigen Begebenheiten abgespielt hatten, die Runewskij aus seiner Erzählung kannte.

»Gehen wir diese Treppe hinab«, sagte Rybarenko, »ich zeige Ihnen den Saal, in dem Antonio auf dem Greifen ritt.«

Sie stiegen hinab, aber die Treppe wollte kein Ende nehmen. Die Luft wurde indessen immer heißer und heißer und Runewskij bemerkte, wie durch die Mauerspalten zu beiden Seiten der Treppe hin und wieder rote Flammen zuckten.

»Ich will umkehren«, rief Runewskij. Aber Rybarenko zeigte ihm, daß bei jedem Schritt vorwärts die Treppe hinter ihnen durch herabstürzende Felsblöcke zerstört wurde.

»Es ist unmöglich«, sagte er, »wir müssen weitergehen.« So setzten sie ihren Weg fort. Endlich waren die Stufen zu Ende und sie standen vor einem großen bronzenen Tor. Ein dicker Pförtner öffnete ihnen schweigend und einige Diener in glänzenden Livreen führten sie durch den Vorsaal. Einer der Lakeien fragte, wen er zu melden hätte; Runewskij bemerkte, daß Feuer aus seinem Munde sprühte. Sie traten in ein hell erleuchtetes Zimmer, in dem sich eine Menge Menschen zu lärmender Musik im Tanze drehte. Etwas weiter standen Kartentische; an einem saß die Generalin und leckte ihre blutigen Lippen; Telajew aber war nicht bei ihr; statt seiner saß der Alte der schwarze Domino gegenüber.

»Och«, seufzte sie, »es ist schrecklich langweilig mit dieser Vogelscheuche. Wann endlich kommt Semjon Semjonowitsch?« und ein langer Feuerstreif schlug aus ihrem Munde.

Runewskij sah sich nach Rybarenko um, aber der war bereits verschwunden; er befand sich allein unter unbekannten Leuten. Plötzlich trat Dascha aus dem Zimmer, in dem getanzt wurde, und ging auf ihn zu.

»Runewskij«, sagte sie, »warum sind Sie hierher gekommen? Wenn jene erfahren, wer Sie sind, dann geht es Ihnen schlecht.«

Runewskij wurde von einem Angstgefühl erfaßt, das er sich selbst nicht zu erklären vermochte.

»Folgen Sie mir«, fuhr Dascha fort, »ich führe Sie hinaus; aber sprechen Sie kein Wort, sonst sind wir verloren.«

Er ging eilig hinter ihr her, doch sie kehrte plötzlich um.

»Halt«, sagte sie, »ich will Ihnen unser Orchester zeigen.«

Dascha führte ihn zu einer Tür, öffnete sie und sagte:



»Sehen Sie, da sind unsere Musikanten.«

Runewskij erblickte eine Menge Verdammter in Ketten, von hellen Flammen umlodert. Schwarze Teufel mit Bocksköpfen bliesen eifrig das Feuer an und trommelten mit glühenden Hämmern auf den Köpfen der Unglücklichen; Flüche und Ketten klirren verschmolzen zu einem

einzigsten entsetzlichen Getöse, das Runewskij anfangs für Musik gehalten hatte. Als sie ihn erblickten, reckten die unglücklichen Opfer ihre langen Arme nach ihm aus und heulten:

»Zu uns, komm zu uns!«

»Fort, fort«, schrie Dascha und zog Runewskij nach sich in einen engen dunklen Gang, an dessen Ende eine einzige Lampe brannte. Er hörte, wie im Saale Tumult entstand.

»Wo ist er? Wo ist er?« blökten zahlreiche Stimmen, »fangt ihn, fangt ihn!«

»Schnell, schnell!« schrie Dascha und er folgte ihr keuchend, während hinter ihnen im Gange Tausende von Hufen dröhnend auf den Boden schlugen. Sie öffnete eine Seitentür und schlug sie zu, Runewskij nachziehend.

»Jetzt sind wir gerettet«, sagte Dascha und umarmte ihn mit kalten Knochenhänden.

Runewskij sah, daß es nicht Dascha war, sondern Praskowja Andrejewna. Er schrie laut auf und erwachte.

An seinem Bett standen Wladimir und Dascha.

»Ich bin froh«, sagte Wladimir, ihm die Hand drückend, »daß Sie erwacht sind. Ein schlechter Traum quälte Sie, aber wir zögerten, Sie zu wecken, weil wir Sie nicht erschrecken wollten. Der Doktor sagt, Ihre Wunde wäre ungefährlich, und niemand ist ihm dafür dankbarer als ich. Ich würde es mir nie verzeihen haben, wenn ich Sie getötet hätte. Verzeihen Sie mir; ich gestehe, daß ich mich übereilt habe.«

»Lieber Freund«, sagte Dascha lächelnd, »zürne Wladimir nicht, er ist ein sehr guter Mensch, nur etwas hitzig. Du wirst ihn sehr lieb gewinnen, wenn du ihn näher kennen lernst.«

Runewskij wußte nicht, ob er seinen Augen trauen sollte. Aber Dascha stand vor ihm, er hörte ihre Stimme und sie sagte zum ersten Male du zu ihm. Seit seiner Verwundung hatte ihn die Phantasie so oft genarrt, daß seine Begriffe sich gänzlich verwirrt hatten und er Trug und Wahrheit nicht mehr auseinander halten konnte. Wladimir bemerkte sein Mißtrauen und fuhr fort:

»Seit Sie im Bett liegen, hat sich vieles verändert. Meine Schwester hat Herrn Frysckin geheiratet und ist nach Simbirsk abgereist; die alte Generalin . . . doch ich erzähle Ihnen zu viel; wenn Ihnen besser ist, sollen Sie alles erfahren!«

»Nein, nein«, sagte Dascha, »ihm wird nicht besser, wenn nicht alle Zweifel gelöst werden. Er muß alles wissen. Die Großmutter«, fuhr sie mit einem Seufzer fort, »ist bereits vor zwei Monaten gestorben!«

»Dascha selber«, fügte Wladimir hinzu, »war ernstlich krank, und ist erst nach dem Tode der Frau Sugrobina genesen. Nun beeilen Sie sich, auch gesund zu werden, damit wir Hochzeit feiern können!«

Dascha lächelte über den verständnislosen Blick, mit dem Runewskij sie maß.

»Das Wichtigste haben wir vergessen«, sagte sie, »die Tante ist mit unserer Heirat einverstanden; sie gibt mir ihren Segen.«

Als Runewskij diese Worte hörte, faßte er Daschas Hand und bedeckte sie mit Küssen. Dann umarmte er Wladimir und fragte ihn, ob sie sich denn wirklich geschossen hätten.

»Ich hätte nicht geglaubt«, sagte Wladimir lachend, »daß Sie daran zweifeln würden.«

»Ja, warum haben wir uns denn geschossen?« fragte Runewskij.



»Ich gestehe, ich weiß selbst nicht warum. Sie waren vollkommen im Recht und, die Wahrheit zu sagen, bin ich herzlich froh, daß Sie Sophie nicht geheiratet haben. Ich habe mich bald darauf von ihrer Unaufrichtigkeit und ihrem schlechten Charakter überzeugen können, vor allem, als ich hörte, daß sie aus Rache gegen Sie Herrn Frysckin erzählt hat, wie Sie ihn auf dem Ball verspotteten; damals war es aber schon zu spät, und Sie lagen mit durchschossener Brust im Bett. Ich mag

Sophie nicht, aber es bleibt sich ja gleich! Sie soll mit ihrem Frysckin glücklich sein, mich kümmert sie nicht mehr!«

»Schäme dich, Wladimir«, sagte Dascha, »du vergißt, daß sie deine Schwester ist.«

»Schwester, Schwester«, fiel ihr Wladimir ins Wort, »eine schöne Schwester, der zuliebe ich fast einen Menschen um nichts und wieder nichts erschossen und dich unglücklich gemacht hätte; dich, die ich ganz gewiß viel lieber habe als Sophie!«

* *

*

Drei weitere Monate waren seit jenem Morgen verstrichen. Runewskij und Dascha waren bereits vermählt. Sie saßen mit Wladimir am lodernden Kamin und Dascha, in einem hübschen Morgenkleid und Spitzenhäubchen, schenkte den Tee ein. Kleopatra Platonowna, die ihr diese Pflicht abgetreten hatte, saß mit ihrer Handarbeit schweigend am Fenster. Runewskijs Blick fiel zufällig auf das Bild der Praskowja Andrejewna.

»Es ist merkwürdig«, sagte er, »welche Macht die Phantasie über den Verstand gewinnen kann! Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß sie mich während meiner Krankheit in unverzeihlicher Weise genarrt hat, könnte ich die Wahrheit der merkwürdigen Erscheinungen beschwören, die mit diesem Bilde zusammen hängen!«

»Die Geschichte der Praskowja Andrejewna ist in der Tat sehr sonderbar«, sagte Wladimir, »ich habe nie genau erfahren können, wie sie gestorben ist und wer der Bräutigam war, der so plötzlich verschwand. Ich bin überzeugt, daß Kleopatra Platonowna alle diese Einzelheiten weiß, sie uns aber nicht mitteilen will.«

Kleopatra Platonowna, die bis jetzt ganz unbeteiligt Tagesessen hatte, hob die Augen von der Handarbeit und ihr Gesicht nahm einen noch traurigeren Ausdruck an als gewöhnlich.

»Wenn der Tod der alten Generalin«, sagte sie, »meinen Schwur nicht gelöst und die Heirat Runewskijs mit Dascha das schreckliche Geschick nicht abgewendet hätte, das ihre Familie verfolgte, so würden Sie wohl nie dies furchtbare Geheimnis erfahren. Jetzt jedoch hat sich alles

verändert, und ich kann Ihre Neugier befriedigen. Ich ahne, von was für Erscheinungen Herr Runewskij spricht, und kann ihn versichern, daß er in diesem Falle seine Phantasie unnötig beschuldigt. Um viele Ihnen unverständliche Umstände zu erklären, muß ich Ihnen mitteilen, daß Daschas Großmutter, eine geborene Ostrowitschew, von einem alten ungarischen Adelsgeschlecht abstammt, das gegenwärtig erloschen ist, aber noch im 15. Jahrhundert unter dem Namen Ostroviczzy bekannt war. Ihr Wappen war eine schwarze Fledermaus in rotem Felde. Man sagt, die Freiherren von Ostroviczzy hätten damit auf die Geschwindigkeit ihrer nächtlichen Angriffe und die Bereitschaft, das Blut ihrer Feinde zu vergießen, hinweisen wollen. Diese Feinde hießen Tellara und, um ihre Überlegenheit über die Ahnen der Generalin zu zeigen, führten sie in ihrem Wappen einen Uhu, den schlimmsten Feind der Fledermaus. Andere behaupten, der Uhu bezeuge die Abstammung der Familie Tellara vom Tamerlan, der ebenfalls einen Uhu in seinem Wappen führte. Wie dem auch sei, die beiden Familien befehdeten sich unausgesetzt und der Kampf hätte wohl noch lange gedauert, wenn nicht Verrat und Mord die Entscheidung beschleunigt hätten. Martha Ostroviczzy, die Gattin des letzten Freiherrn dieses Namens, eine Frau von ungewöhnlicher Schönheit, doch harten Herzens, wurde von der Schönheit und dem Kriegsrühm des Ambrosius Tellara bezaubert, den man Ambrosius mit dem breiten Schwert nannte. Eines Nachts ließ sie ihn in ihr Schloß ein und erwürgte mit seiner Hilfe ihren Mann. Doch ihr Verbrechen blieb nicht ungestraft; denn der Ritter Ambrosius folgte, als er das Schloß Ostroviczzy in seiner Gewalt sah, der Stimme des angeborenen Hasses und ließ das Schloß in Flammen aufgehen, nachdem er alle Anhänger seines Feindes in der Donau ertränkt hatte. Martha selbst rettete sich nur mit knapper Not. Alle diese Tatsachen sind in der alten Chronik der Ostroviczzy erzählt, die sich hier in der Bibliothek befindet.«

»Wie und wann diese Familie nach Rußland kam, kann ich Ihnen wirklich nicht sagen; doch ich versichere Sie, daß das Verbrechen der Martha fast an allen ihren Nachkommen gestraft wurde. Viele von ihnen sind schon in Rußland eines gewaltsamen Todes gestorben, andere wurden wahnsinnig, und die Tante der Generalin, deren Bild Sie hier

sehen, wurde als Braut des lombardischen Edelmannes Pietro d'Argina . . . «

»Pietro d'Argina?« unterbrachen sie gleichzeitig Runewskij und Wladimir.

»Jawohl«, antwortete Kleopatra Platonowna, »der Bräutigam der Praskowja Andrejewna hieß Don Pietro d'Argina. Er war kein junger Mensch mehr und außerdem Witwer; doch seine großen schwarzen Augen blitzten, als wäre er kaum 20 Jahre alt. Praskowja Andrejewna war ein junges unerfahrenes Mädchen und das einschmeichelnde Benehmen des gewandten Ausländers bezauberte sie leicht. Sie begann ihn leidenschaftlich zu lieben. Ihre Mutter hatte nicht jenen Haß gegen alles Ausländische, den die verstorbene Generalin so oft zeigte, vielleicht nur um ihre eigene Abstammung zu verbergen. Sie wollte ihre Tochter Don Pietro geben, denn er war reich, war mit zahlreicher Dienerschaft hier eingetroffen und lebte wie ein regierender Fürst. Außerdem versprach er, für immer in Rußland zu bleiben und sein lombardisches Gut seinem Sohne zu vermachen, der sich damals in Como befand.«

Don Pietro brachte eine Menge ausgezeichnete Künstler mit. Seine Architekten erbauten dieses Haus, seine Maler statteten es in echt italienischem Geschmack aus. Doch trotz der großen Vorliebe für Prunk bemerkten viele an Don Pietro Züge eines widerwärtigen Geizes. Wenn er beim Kartenspiel verlor, verzog sich sein Gesicht, er wurde bleich und zitterte; wenn er aber gewann, zeigte sich ein gieriges Lächeln auf seinen Lippen und er strich mit zuckenden Fingern das gewonnene Gold ein. Sein niedriger Charakter hätte ihn wohl um die Zuneigung Praskowja Andrejewnas und ihrer Mutter bringen müssen, allein er verstand es so ausgezeichnet, sich vor ihnen zu verstellen, daß sie nichts merkten und der Hochzeitstag feierlich festgesetzt wurde.

Am Tage vorher gab er in seiner neuen Villa ein prunkvolles Souper und nie trat seine Liebenswürdigkeit so glänzend zutage, wie an diesem Abend. Seine geistreiche und lebhaft Unterhaltung fesselte die ganze Gesellschaft und alle waren in der besten Laune, als man dem Hausherrn plötzlich einen Brief mit einem fremdländischen Siegel überreichte. Er überflog den Inhalt, stand eilig auf und entschuldigte sich bei der

Gesellschaft, daß er sie in einer dringenden Angelegenheit sofort verlassen müsse. In der selben Nacht reiste er ab und niemand wußte, wohin er verschwunden war.

Die Braut war verzweifelt. Ihre Mutter, die alles versucht hatte, eine Spur des Bräutigams zu entdecken, glaubte schließlich, es hätte sich nur um einen Kniff gehandelt, durch den Don Pietro sich der Heirat entziehen wollte, um so mehr, als er, trotz seiner eiligen Abreise, seinem Sachwalter eine schriftliche Instruktion hinterlassen hatte, wie er über sein Haus und die darin befindlichen Gegenstände zu verfügen habe – woraus man klar ersah, daß Don Pietro, wenn er nur gewollt hätte, wohl auch Zeit gefunden hätte, Praskowja Andrejewna über Ursache und Zweck seiner unerwarteten Reise aufzuklären.

Einige Monate vergingen und immer noch kam keine Nachricht vom Bräutigam. Die arme Braut hörte nicht auf zu weinen und magerte so ab, daß ihr der goldene Ring, den ihr Don Pietro geschenkt hatte, von selbst vom Finger fiel. Alle hatten schon die Hoffnung aufgegeben, jemals etwas von Don Pietro zu erfahren, als die Mutter Praskowja Andrejewnas aus Como einen Brief erhielt, der ihr meldete, daß Don Pietro bald nach seiner Rückkehr aus Rußland plötzlich gestorben sei. Der Brief kam vom Sohn des Verstorbenen. Doch ein entfernter Verwandter der Braut, der eben aus Neapel zurück gekehrt war, erzählte, daß am selben Tage, an dem nach der Mitteilung des jungen Argina sein Vater in Como gestorben sein sollte, er, der Verwandte, bei einer Besteigung des Vesuv im Gasthaus des Örtchens Torre del Greco zwei merkwürdig gekleidete Reisende gesehen habe: der eine in Schlafrock und Mütze, der andere in schwarzem Domino und Maske. Die beiden Reisenden stritten sich; der im Schlafrock wollte nicht weitergehen, der Domino aber trieb ihn vorwärts und sagte, sie hätten noch einen weiten Weg bis zum Krater und am nächsten Tage wäre das Fest des heiligen Antonio. Endlich packte der Mann im Domino den Mann im Schlafrock und zerrte ihn mit Riesenkräften vorwärts. Als sie verschwunden waren, fragte der Russe, was das für Sonderlinge wären? Man erwiderte, der eine wäre Don Pietro d'Argina und der andere ein Engländer, der eigens mit ihm hergekommen sei, um einen Ausbruch des Vesuv zu sehen und den Spleen habe, nie die Maske abzunehmen.

Diese Begegnung, so schloß der Erzähler, beweiße klar, daß Don Pietro nicht tot sei, sondern sich auf der Reise von Como nach Neapel befinde.

Leider bestätigten andere Nachrichten die Wahrheit der Mitteilung des jungen Argina. Einige Augenzeugen versicherten, daß sie dem Begräbnis Don Pietros beigewohnt hätten, und schworen, sie hätten selbst gesehen, wie man den Sarg in die Erde senkte. So blieb also kein Zweifel an dem Geschick des Bräutigams der Praskowja Andrejewna.

Der Sohn des Don Pietro, der Italien nicht verlassen wollte, beauftragte den Sachwalter, das Haus seines Vaters meistbietend zu verkaufen. Die Versteigerung ging unter sehr günstigen Bedingungen vor sich und die Mutter Praskowjas kaufte das Haus für einen Spottpreis.

So sehr Praskowja Andrejewna anfangs getrauert und geweint hatte, so ruhig schien sie jetzt. Man sah sie selten in den Räumen der Mutter, doch tagelang irrte sie im oberen Stock aus einem Zimmer ins andere. Oft hörten die Diener, die im Korridor vorbeigingen, wie sie halblaut mit sich selbst sprach. Ihre liebste Beschäftigung war, sich die kleinsten Einzelheiten ihres Verkehrs mit Don Pietro ins Gedächtnis zurückzurufen, die geringfügigsten Begebenheiten des letzten Abends, den sie mit ihm verbracht hatte. Manchmal lachte sie ohne jeden Grund und oft stöhnte sie so schmerzlich, daß man es nicht ohne Grauen hören konnte.

»Eines Abends bekam sie Krämpfe und schon nach zwei Stunden verschied sie unter schrecklichen Qualen. Alle glaubten, sie habe sich vergiftet, und trotz aller Achtung vor der Verstorbenen muß man annehmen, daß diese Vermutung richtig war. Denn was bedeuteten sonst jene Töne, die bald nach ihrem Tode in ihrem Zimmer erklangen? Woher kamen diese Schritte, diese Seufzer und sogar unzusammenhängenden Worte, die ich selbst mehr als einmal vernommen habe, wenn in stürmischen Herbstnächten das unaufhörliche Klappern der Fenster mich nicht schlafen ließ, wenn der Wind im Schornstein heulte, als spielte er ein trauriges Lied. Dann sträubten sich meine Haare, meine Zähne schlugen aufeinander und ich betete laut für die Ruhe der armen Sünderin.«

»Aber«, sagte Runewskij, der mit wachsendem Interesse dem Bericht Kleopatra Platonownas zugehört hatte, »können Sie uns nicht sagen, was für Worte die Verstorbene sprach?«

»Ach«, antwortete Kleopatra Platonowna, »damals schien mir vieles in ihren Reden sonderbar. Ihr Sinn war immer der, daß sie keine Ruhe finden würde, bis jemand sich mit ihrem Bilde vermählt und ihm ihren eigenen Ring an den Finger gesteckt habe. Dem Höchsten sei Dank, ihr Wunsch ist jetzt erfüllt, nun wird nichts mehr ihren Staub stören. Daschas Trauring ist der selbe Ring, den Don Pietro seiner Braut schenkte, und ist Dascha nicht ein lebendes Abbild der Praskowja Andrejewna?«

»Kleopatra Platonowna, Sie haben mir nicht alles erzählt«, sagte Runewskij nach kurzem Schweigen. »In der Geschichte der Ostrowicz, von denen die Generalin abstammen soll, ist noch ein unerfreuliches Geheimnis verborgen, das mich umweht, seit ich dieses Haus betrat. Was taten die Sugrobina und Telajew in jener Nacht, da sie sich beide verkleidet hatten, sie in einen roten Mantel und er in eine alte Rüstung? Ich hielt das alles für einen Fiebertraum, doch in Ihrer Erzählung finde ich Einzelheiten, die so sehr mit den Vorfällen jener schrecklichen Nacht zusammenstimmen, daß ich sie unmöglich für das bloße Spiel einer kranken Phantasie halten kann. Sie selbst Kleopatra Platonowna, waren Zeuge eines schrecklichen Verbrechens, von dem mir nur eine dunkle Erinnerung geblieben ist, dessen Hauptteilnehmer aber die Generalin und Semjon Semjonowitsch Telajew waren. Ich schäme mich selbst«, fuhr Runewskij fort, als er bemerkte, daß alle ihn erstaunt ansahen, »ich schäme mich selbst, daß ich noch daran denke. Mein Verstand sagt mir, daß es ein Wahn gewesen ist, aber ein so entsetzlicher, daß ich nichts inniger wünschen kann, als von seiner Unsinnigkeit überzeugt zu werden.«

»Und was sahen Sie?« fragte Kleopatra Platonowna unruhig.

»Ich sah Sie, sah die Sugrobina, Telajew und jenen geheimnisvollen Unbekannten im Domino mit Maske, der den Don Pietro d'Argina in den Krater des Vesuvs schleppte und von dem mir schon Rybarenko erzählt hatte.«

»Rybarenko«, rief Wladimir lachend, »dein Sekundant! Nun, lieber Runewskij, wenn er dir seine Erlebnisse in Como erzählt hat, dann wundert es mich nicht, daß er dir den Kopf verdreht hat.«

»Aber du selbst und dieser Antonio, ihr habt doch mit Rybarenko im Teufelshaus übernachtet?«

»Jawohl, und wir haben alle drei Gott weiß was im Traum gesehen, nur mit dem Unterschied, daß Antonio und ich alles bald vergessen hatten, der arme Rybarenko jedoch nach einigen Tagen den Verstand verlor. Es war aber auch wirklich zum Verrücktwerden! Ich wundere mich noch heute, wie ich heil davongekommen bin. Wenn ich nur wüßte, wer uns damals Opium in den Punsch gemischt hat, den wir vor unserer Wanderung nach dem Teufelshaus tranken; er würde mir teuer für diesen Spaß bezahlen.«

»Aber Rybarenko hat mir nichts vom Punsch gesagt.«

»Weil er heute noch nicht glaubt, daß seine Erlebnisse bloß die Folge des Punsches waren. Ich bin ganz überzeugt davon, denn schon nach dem ersten Glase wirbelte mir der Kopf, und Antonio begann zu schwanken und fiel sogar auf einem voll kommen ebenen Platze hin.«

»Aber Antonio ist doch infolge eures Streiches gestorben!«

»Es ist wahr, er ist bald danach gestorben, doch ebenso wahr ist es auch, daß er schon früher an einer unheilbaren Krankheit litt.«

»Und der Kinderschädel, die Knochen, der geköpfte Räuber?«

»Nimm es mir nicht übel, lieber Runewskij, aber auf alles das antworte ich dir nur, daß Aybarenko, den ich übrigens sehr gern habe, in Como vor Schreck irrsinnig wurde. Alles, was er im Traum und in Wirklichkeit gesehen hat, hat er durcheinander gemengt und auf seine Art zugestutzt. Nachher hat er es dir erzählt, und du hast im Fieber all seinen Unsinn noch mehr durcheinandergeworfen und dir außerdem eingeredet, es wäre alles buchstäblich wahr.«

Runewskij genügte diese Erklärung nicht.

»Wie kommt es denn«, sagte er, »daß die Geschichte dieses Don Pietro, in dessen Haus ihr euch nachts eingeschlichen hattet, mit der Geschichte der Praskowja Andrejewna vermennt ist, an der anscheinend niemand von euch zweifelt?«

Wladimir zuckte die Achseln.

»Alles, was ich hier begreifen kann«, sagte er, »ist, daß Don Pietro der Bräutigam der Praskowja Andrejewna war. Daraus folgt jedoch keineswegs, daß ihn der Teufel nach Neapel geschleppt hat, und daß alles, was Rybarenko von ihm geträumt hat, auch wahr ist.«

»Aber der Verwandte der Praskowja Andrejewna hat von einem Menschen in schwarzem Domino gesprochen, Rybarenko hat auch von ihm erzählt, und ich kann darauf schwören, daß ich ihn gesehen habe. Wie könnten drei ganz verschiedene Menschen, ohne sich miteinander verständigt zu haben, der gleichen Täuschung verfallen?«

»Ich sage darauf nur, daß ein schwarzer Domino etwas so Gewöhnliches ist, daß nicht drei, sondern dreißig Menschen von ihm reden können – ohne jede Verständigung. Das ist genau dasselbe wie ein Mantel, ein Wagen, ein Baum oder ein Haus – Dinge, die jeder mehrere Male am Tage erwähnen kann. Beachte, daß der schwarze Domino das einzige ist, was in der Erzählung des Rybarenko mit der unseres Verwandten übereinstimmt. Doch die Umstände, unter denen er bei einem jeden auftritt, sind ganz verschieden. Was aber dein eigenes Erlebnis anbetrifft, so hat dein Traum einfach eine dir aus Rybarenkos Erzählung bekannte Person aufleben lassen.«

»Aber ich habe weder von der Familie Ostrowicz noch von der Familie Tellara etwas gewußt und trotzdem sah ich deutlich auf dem Gewande der Sugrobina die Fledermaus und auf der Rüstung Telajews das Bild des Uhus.«

»Und die Prophezeiung?« sagte Dascha. »Hast du denn vergessen, daß du bei deinem ersten Besuch in unserem Hause selbst eine Art Ballade vorgelesen hast, in der von einer Martha und einem Ritter Ambrosius, von einem Uhu und einer Fledermaus die Rede war? Ich weiß aber nicht, was Telajew mit dem Uhu und mit dem Ritter Ambrosius gemeint haben kann.«

»Die Ballade«, sagte jetzt Kleopatra Platonowna, »hat Rybarenko jener alten Chronik entnommen, die ich vorhin erwähnte, aber nachdem Sie damals die Verse vorgelesen hatten, befahl Marfa Sergejewna mir, die Handschrift zu verbrennen.«

»Und daraus schließt ihr nun, daß sie kein Vampir gewesen ist«, fuhr Runewskij zu Wladimir und Dascha gewendet fort.

»Was gewesen?«

»Daß die Großmutter ein Vampir gewesen ist!«

»Was fällt dir ein? Warum sollte Großmutter ein Vampir gewesen sein?«

»Und Telajew war auch kein Vampir?«

»Was hast du nur? Weswegen sollen alle Vampire und Gespenster sein?«

»Warum schnalzt er denn so sonderbar?«

Dascha und Wladimir wechselten einen Blick und dann brach Dascha in ein so herzliches Gelächter aus, daß sie auch Wladimir mitriß. Beide kugelten sich vor Lachen und kaum hörte eines auf, so fing das andere von neuem an. Sie lachten so von Herzen, daß Runewskij nicht widerstehen konnte und mitlachte, so unpassend es ihm auch schien. Nur Kleopatra Platonowna blieb still und traurig. Die Heiterkeit hätte wohl noch eine Weile fortgedauert, wäre nicht Jakob erschienen, der mit lauter Stimme meldete:

»Semjon Semjonowitsch Telajew.«

»Wir lassen bitten – herein, herein!« rief Dascha fröhlich, »herein mit dem Vampir!« fuhr sie, sich vor Lachen biegend, fort. »Semjon Semjonowitsch ein Vampir! Der Ritter Ambrosius – ha, ha, ha!!«

Im Vorzimmer hörte man Schritte und alle verstummten. Dann tat sich die Tür auf, und es erschien die bekannte Gestalt des alten Staatsrats. Eine braune Perücke, ein brauner Frack, braune Beinkleider und ein sich ewig gleich bleibendes süßes Lächeln waren die hervorstechenden Züge dieser Gestalt, die jedem sofort auffielen.

»Habe die Ehre, Darja Alexandrowna, Ihr Diener, Alexander Andrejewitsch!« sagte er mit schleimig-süßer Stimme, auf Dascha und Runewskij zugehend. »Ich bedaure unendlich, daß ich dem jungen Ehepaare nicht schon früher meinen Glückwunsch darbringen konnte – aber eine kleine Reise . . . Familienangelegenheiten . . . « Hier begann er wieder in unangenehmer Weise zu schmatzen, griff mit der Hand in die

Tasche, holte seine goldene Tabakdose heraus und reichte sie erst Dascha, dann Runewskij mit den Worten:

»Mit Steinklee . . . echt russisch . . . die selige Marfa Sergejewna hat nie anderen Tabak geschnupft . . . «

»Sieh nur«, flüsterte Dascha Runewskij zu, »woher du deinen Ritter Ambrosius hast!«

Sie wies auf die Dose Telajews und Runewskij sah, daß auf dem Deckel ein langohriger Uhu abgebildet war. Als Semjon Semjonowitsch bemerkte, daß Runewskijs Blick auf das Bildchen gefallen war, sah er ihn sonderbar an und sagte, mit dem Kopfe wackelnd: »Hm . . . ja . . . das ist so . . . so eine Phantasie . . . eine Allegorie . . . man sagt, der Uhu sei ein Sinnbild der Weisheit!«

Er ließ sich auf einen Sessel nieder und fuhr mit ungemein süßem Lächeln fort:

»Viel Neuigkeiten! Die Karlisten haben eine große Niederlage erlitten. Gestern hat sich ein Bekannter von Ihnen vom Glockenturm des Iwan Welikij gestürzt, der Kollegienassessor Rybarenko.«

»Wie? Rybarenko? Vom Turm gestürzt?«

»Ja – wie Sie sagen – gestern um 5 Uhr.«

»Und ist er tot?«

»Wie Sie sagen!«

»Aber aus welcher Veranlassung?«

»Kann ich nicht wissen – die Gründe sind unbekannt. Aber ich wage zu behaupten – ganz grundlos . . . Kollegienassessor! Wie bald wäre er Kollegienrat geworden . . . und dann Staatsrat . . . Geheimrat . . . «

Semjon Semjonowitsch fing wieder zu schnalzen an und von allem, was er später noch sprach, hörte Runewskij kein Wort mehr.

»Armer unglücklicher Rybarenko!« sagte Runewskij, als Telajew sich entfernt hatte.

Kleopatra Platonowna seufzte tief.

»Nun«, sagte sie, »hat sich die Prophezeiung ganz erfüllt! Der Fluch wird dieses Geschlecht nicht weiter verfolgen.«

»Was reden Sie da«, fragten Runewskij und Wladimir wie aus einem Munde.

»Rybarenko«, sagte sie, »war ein illegitimer Sohn der Generalin.«

»Rybarenko? ein Sohn der Generalin?«

»Ja, er selbst wußte nichts davon. In der Ballade, die Sie gelesen haben, hat er seltsamerweise seinen eigenen Tod vor ausgesagt. Aber diese Prophezeiung war nicht seine Erfindung, sie existierte wirklich in der Familie Ostrovicz.«

Die Fröhlichkeit Daschas und Wladimirs wich einem traurigen Ernst. Runewskij versank ebenfalls in Gedanken.

»Woran denkst du, mein Freund?« brach Dascha endlich das Schweigen.

»An Rybarenko«, antwortete Runewskij, »und an das, was ich während meiner Krankheit gesehen habe. Es will mir nicht aus dem Kopf – aber du bist ja hier bei mir – und also ist alles nur ein Fiebertraum gewesen.«

Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als er plötzlich erbleichte. An Daschas weißem Halse bemerkte er eine kleine Narbe, wie von einer erst kürzlich geheilten Wunde.

»Woher stammt diese Narbe?« fragte er leise.

»Ich weiß nicht, Liebling! Ich war ja krank, vielleicht habe ich mich da irgendwie geritzt oder gestochen. Ich war selbst ganz verwundert, als ich damals mein Kissen ganz mit Blut befleckt fand.«

»Und – wann – war das? Kannst du dich dessen erinnern?«

»In derselben Nacht, als Großmutter starb. Wenige Augenblicke vor ihrem Ende. Dieser kleine Anfall war auch der Grund, daß ich nicht von ihr Abschied nehmen konnte, ich war plötzlich so schwach geworden.«

Kleopatra Platonowna hatte während dieses Gesprächs etwas vor sich hingemurmelt, und es schien Runewskij, als betete sie leise.

»Ja«, sagte er, »nun verstehe ich alles! Sie – Sie haben Dascha gerettet, Kleopatra Platonowna . . . Sie zerbrachen die steinerne Tafel . . . eine ebensolche Tafel wie sie Don Pietro besaß . . . «

Kleopatra Platonowna blickte Runewskij flehend an.

»Aber nein«, rief er schnell, »ich irre mich, reden wir nichts mehr davon. Ich bin überzeugt, daß alles nur ein Fiebertraum war!«

Dascha verstand den Sinn seiner Worte nicht ganz, aber sie war froh, nichts mehr davon zu hören und schwieg.

Kleopatra Platonowna warf einen dankbaren Blick auf Runewskij und wischte still zwei große Tränen von ihren bleichen Wangen.

»Na, was lassen wir Viere denn die Köpfe hängen«, rief Wladimir. »Es ist schade um den armen Rybarenko, aber ihm ist nicht mehr zu helfen! Wartet, ich bringe euch schon wieder zum Lachen. Nicht wahr, Telajew war ein famoser Vampir?«

Aber niemand lachte mehr. Runewskij zog an der Klingelschnur und befahl dem eintretenden Jakob:

»Wann immer Semjon Semjonowitsch Telajew bei uns vor sprechen sollte, wir sind niemals für ihn zu Hause, verstehst du? nie!«

»Ich verstehe«, antwortete Jakob. Und seit dem Tage sprach Runewskij nie mehr von der alten Generalin, noch von Semjon Semjonowitsch.

E n d e.



Diese Novelle wurde
als 4. Band unserer Sammlung
Der russische Mensch
bei Poeschel u. Trepte in Leipzig gedruckt.
200 Exemplare wurden auf Hadern
Druckpapier abgezogen und mit 1 bis 200
nummeriert. Von diesen sind 40 Exemplare
in Ganzleder, der Rest in Halbleder
durch K. Böck in München mit der
Hand gebunden worden.

*

*

*

Dieser Band trägt die Nummer
101